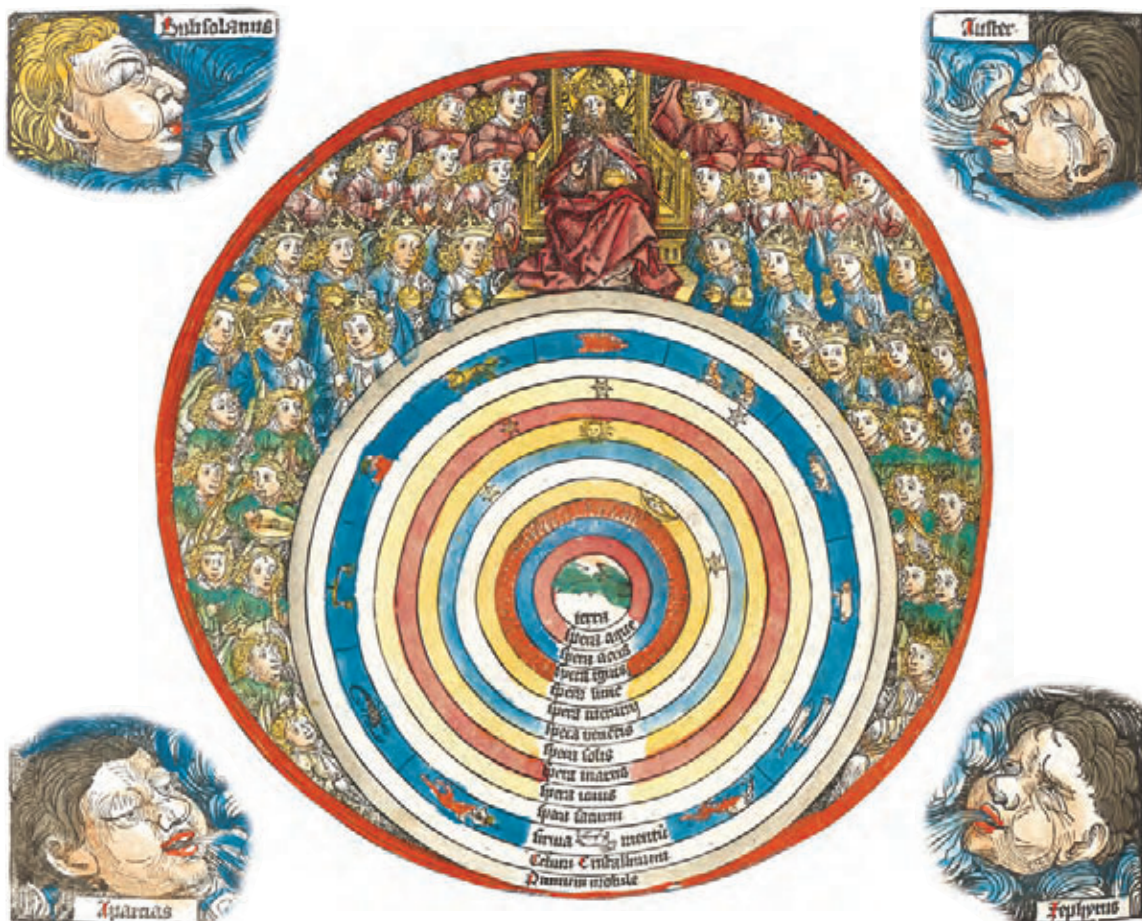


BIBLIOTHEKS MAGAZIN

MITTEILUNGEN
AUS DEN STAATSBIBLIOTHEKEN
IN BERLIN UND MÜNCHEN

3 | 2014



IN DIESER AUSGABE

„Schaut auf diese Bibliothek!“

Welten des Wissens. Die
Bibliothek des Hartmann Schedel

Die Fliege. Oder was alles im
Buch steckt

Shanghai: Zentrum jüdischer
Gelehrsamkeit

Der Erste Weltkrieg in Fernost

„Portrait des Freiherrn Alexander
von Humboldt ...“

500 Jahre arabischer Buchdruck

Auf der Spur seltsamer Typen

Salman Schocken und die
Adalbert Stifter-Sammlung

Vor dem Haus weht die rote
Wagenbach-Fahne ...

„Il divino Cipriano“

Eine Visitenkarte der Baukultur

„Dergleichen ist mir nie zu Ohren
gekommen“

Endlich mehr Platz für Bücher –
Neues Speichermagazin in Betrieb

Paul Heyse – Ein Liebling der
Musen

„Was Ihr wollt!“

Autorenkorrespondenz in Öltüten

Das Lorscher Arzneibuch im
UNESCO-Welterbe

INHALT

Seite 3

„SCHAUT AUF DIESE BIBLIOTHEK!“

Interview mit Barbara Schneider-Kempf, Generaldirektorin
der Staatsbibliothek zu Berlin

Sigrid Hoff

Seite 9

WELTEN DES WISSENS: BIBLIOTHEK UND WELTCHRONIK
DES NÜRNBERGER ARZTES HARTMANN SCHEDEL

Eine Ausstellung in der Bayerischen Staatsbibliothek München
vom 19. November 2014 bis 1. März 2015

Bettina Wagner

Seite 15

DIE FLIEGE. ODER WAS ALLES IM BUCH STECKT

Katrin Böhme

Seite 19

SCHANGHAI ALS ZENTRUM JÜDISCHER GELEHRSAMKEIT

Einzigartige Sammlung hebräischer Drucke aus Schanghai –
wichtige Zeugnisse einer kaum beachteten Epoche

Sophia Charlotte Fock

Seite 24

DER ERSTE WELTKRIEG IN FERNOST

Quellen und Dokumente zur Kolonie Tsingtau
in der Sammlung Neukamp

Maximilian Schreiber / Thomas Tabery

Seite 30

„PORTRAIT DES FREIHERRN ALEXANDER VON HUMBOLDT,
LEBENSGROSS GANZER FIGUR ... 9 FUSS HOCH 6^{1/2} FUSS BREIT ...“

Gabriele Kaiser

Seite 34

500 JAHRE ARABISCHER BUCHDRUCK

Helga Rebhan

Seite 41

AUF DER SPUR DER SELTSAMEN TYPEN

Das digitale Typenrepertorium der Wiegendrucke

Falk Eisermann / Oliver Duntze

Seite 48

SALMAN SCHOCKEN UND DIE ADALBERT STIFTER-SAMMLUNG
DER BAYERISCHEN STAATSBIBLIOTHEK

Sigrid von Moisy



Seite 53

VOR DEM HAUS WEHT DIE ROTE WAGENBACH-FAHNE ...
Die Ausstellung „50 Jahre Verlag Klaus Wagenbach“ zu Gast
in der Staatsbibliothek zu Berlin

Martin Hollender

Seite 58

„IL DIVINO CIPRIANO“
Tagung, Ausstellung, Konzert und Digitalisierungsprojekte
zu Cipriano de Rore

Veronika Giglberger / Uta Schaumberg



Seite 64

KUNST AM BAU BEI DER STAATSBIBLIOTHEK –
EINE VISITENKARTE DER BAUKULTUR

Ute Chibidziura

Seite 67

„DERGLEICHEN IST MIR NIE ZU OHREN GEKOMMEN“
7. Werkstattkonzert: Hackbrettfacetten

Reiner Nägele

Seite 70

ENDLICH MEHR PLATZ FÜR BÜCHER
Neues Speichermagazin der Staatsbibliothek zu Berlin in Betrieb!

Daniela Lülfiing



Seite 75

PAUL HEYSE – EIN LIEBLING DER MUSEN (1830–1914)

Ingrid Rückert

Seite 79

„WAS IHR WOLLT!“
Nutzungsgesteuerter Einkauf von Medien an der
Staatsbibliothek zu Berlin

Janin Taubert



Seite 82

NEUN JAHRZEHNTE AUTORENKORRESPONDENZ
IN 650 ÖLTÜTEN

Die Freunde der Staatsbibliothek zu Berlin finanzieren die
Teilerschließung des Verlagsarchivs Vandenhoeck & Ruprecht

Gwendolyn Mertz / Thomas Keiderling

Seite 86

„LORSCHER ARZNEIBUCH“ IM UNESCO-REGISTER
MEMORY OF THE WORLD

Werner Taegert

Seite 87

KURZ NOTIERT



Seit dem Jahr 2004 leitet Barbara Schneider-Kempf die Staatsbibliothek zu Berlin als Generaldirektorin. Die Journalistin Sigrid Hoff bat sie um ein Resümee und einen Ausblick auf die nächsten Jahre.

Frau Schneider-Kempf, Sie stehen seit zehn Jahren der größten wissenschaftlichen Universalbibliothek Deutschlands vor, einem der wichtigsten Wissensspeicher weltweit, einer ehrwürdigen und über 350 Jahre alten Institution. Was waren im Rückblick für Sie die Meilensteine, die Hügel und Berge, die Sie erklimmen mussten und von denen Sie jetzt Umschau halten?

Oh, ich glaube, da ist noch Einiges zu bewältigen, ich sehe noch viele Hügel vor mir (lacht)! Natürlich war in den letzten Jahren vieles durch die großen Bauaufgaben und die inhaltlichen Entwicklungen bestimmt, die sich daraus jeweils ergaben und auch noch ergeben. Ein Meilenstein war sicher die Eröffnung des neuen Allgemeinen Lesesaals im Stamm-

haus Unter den Linden, der zusammen mit anderen Neubauten im März 2013 in Betrieb ging, während die Grundinstandsetzung des umgebenden Altbaus noch weiterläuft. Parallel zur Errichtung der Neubauten lief vor zehn Jahren intern eine durchaus mit großer Härte geführte Diskussion darum, wie wir diesen neuen Lesesaal im Zusammenspiel mit dem im Haus Potsdamer Straße im Kulturforum inhaltlich ausrichten werden. Die Entscheidung hierüber war ja bereits Ende der 90er Jahre vom Stiftungsrat, dem höchsten Gremium der Stiftung Preußischer Kulturbesitz, getroffen worden: Nicht durch Fächer würden sich die Lesesaalbestände definieren, sondern durch einen Zeitschnitt. Als ich die Leitung der Staatsbibliothek übernahm, war dieser Zeitschnitt bereits in ein Raumprogramm umgesetzt und mit der Haushaltsunterlage Bau, das ist die auf Bundesebene



verabschiedete finanzielle Untermauerung des gesamten Bauvorhabens, festgeschrieben. Wir konnten lediglich einige konzeptionelle Verbesserungen vornehmen, das Konzept sollte ja vor allem für unsere Benutzerschaft sinnfälliger sein. Jetzt ist der Zeitschnitt um 1900 gesetzt, ältere Literatur steht also im Allgemeinen Lesesaal Unter den Linden, während seit 1900 Publiziertes im anderen Lesesaal in der Potsdamer Straße seinen Platz hat. Das passt, finde ich, auch sehr gut zur Ausrichtung der Staatlichen Museen, unseren „Schwesterinstitutionen“, die sich sowohl am Kulturforum wie auch auf der Museumsinsel in enger Nachbarschaft zu uns befinden.

Sie haben die Aufteilung der Freihandbestände beschrieben, die jeweils den Charakter der Allgemeinen Lesesäle bestimmen und für die Entscheidung ihrer Benutzer „wo arbeiten?“ ja bedeutend sind. Doch wie sind die anderen, oft äußerst wertvollen Bestände verteilt?

Am Standort Unter den Linden, der Historischen Forschungsbibliothek mit umfangreichem Altbestand auch in den weitläufigen Magazinen, kommen nach der Grundinstandsetzung noch einige wertvolle Sondersammlungen

mit eigenen Lesesälen hinzu: Musikalien, Handschriften, Karten, Zeitungen, auch Kinder- und Jugendbuch. Hingegen werden die regionalbezogenen Sondersammlungen weiterhin am Standort Potsdamer Straße, in der Forschungsbibliothek der Moderne, bleiben. Das ist die recht junge Sammlung mit osteuropäischer Literatur, sodann die Sammlungen mit Ostasiatica und Orientalia, die beide sehr weit in die Vergangenheit zurückreichen. Unsere Sammlung orientalischer Handschriften kann sich übrigens als einzige in Europa mit der in der British Library messen.

Das jüngste Bauprojekt, das maßgeblich von der Staatsbibliothek angeschoben und betreut wurde, konnte Ende Juni 2014 eröffnen: das Speicher- und Magazin Friedrichshagen. Was bedeutet das für den Bibliotheksbetrieb?

Für die Leser und die Bibliothek bedeutet dies Unterschiedliches. Für uns, dass wir jetzt in den Magazinen Potsdamer Straße viel Platz für neu erworbene Bücher gewinnen, hier war nahezu jeder Regalmeter ausgereizt, zugleich wächst der Bestand pro Jahr um etwa 100.000 Medieneinheiten. Die nicht ganz einfache Aufgabe zuvor bestand darin zu entscheiden, was ausgelagert wird. Ein klares Kriterium war

die Benutzungshäufigkeit, und da haben wir uns im Wesentlichen für zwei Bestandteile entschieden: für mich noch immer überraschend sind das wissenschaftliche Zeitschriften, die heute deutlich weniger genutzt werden als noch vor 15 Jahren. Zum anderen betrifft dies viel ostasiatische Literatur, denn wengleich hier die außerhalb von China größte Sammlung mit Sinica aufgebaut wurde und die dazugehörigen Services auf höchstem Niveau rangieren, ist dennoch die Nutzergruppe sehr klein.

Und zur Benutzerperspektive: In der Tat muss man jetzt auf diese Literatur etwas länger warten. Bei den Zeitschriften streben wir einen Lieferdienst in elektronischer Form an, die gesuchten Aufsätze sollen in Friedrichshagen gescannt und als Datei geschickt werden. Bei anderen Beständen kommen wir allerdings an Buchtransporten über die 20 Kilometer Entfernung nicht vorbei, diese sollen nach dem Umzug der Bestände, der etwa bis zur Mitte des Jahres 2015 dauert, nach gegenwärtiger Planung dann zweimal am Tag stattfinden.

In den letzten fast 25 Jahren wurde den Lesern allerhand zugemutet, nicht zuletzt durch die Sanierungsarbeiten an dem 100 Jahre alten Stammhaus Unter den Linden bei laufendem Betrieb. Der gewaltige Gebäudekomplex nimmt ja ein ganzes Straßengeviert ein, Teile davon sind noch immer eingerüstet, der aktuelle Eingang befindet sich an der Rückseite in der Dorotheenstraße. Wie ist der aktuelle Stand?



Anfang der 90er Jahre musste das Haus Unter den Linden sehr rasch gesichert werden, die morschen hölzernen Gründungspfähle wurden durch Betonpfeiler ausgetauscht, eine immens aufwändige und teure Baumaßnahme. Vermutlich hätte das Gebäude, wäre nicht kurz zuvor die Mauer gefallen, nicht mehr lange gestanden. Und nach einigen Vorarbeiten läuft nun seit 2004 die Grundinstandsetzung des Hauses, die von der Dorotheenstraße her in Richtung Süden zu zwei Dritteln schon beendet ist.

Mit der Eröffnung des Lesesaals hat das Haus Unter den Linden sein Herzstück zurückerhalten, er ist wieder das Zentrum des Gebäudes. Was beobachten Sie, wie nehmen die Nutzer den Raum an?

„TRAGENDE SÄULEN SIND DIE HISTORISCHEN SAMMLUNGEN UND DIE AKTUELLE LITERATUR“

Der neue Ort ist inzwischen sehr gut genutzt, oft bis auf den letzten Platz. Was wir auch registrieren ist, dass ein Teil der Leserinnen und Leser nicht unbedingt dorthin geht, um mit unserem Bestand zu arbeiten. Wie auch der einst von Hans Scharoun und Edgar Wisniewski entworfene Lesesaal im Haus Potsdamer Straße wird der neue Lesesaal oft als Lernort besucht. Diesen Trend nehmen wir jetzt auf und werden Unter den Linden einen Gruppenarbeitsraum gestalten. Ein erster Entwurf dafür zeigt nach oben offene Kuben mit acht bis zehn Plätzen. Auch für das Haus Potsdamer Straße ist das eine Option für später.

Das „Bücherschiff“ an der Potsdamer Straße mit der Leselandschaft ist ja legendär. Seit der Eröffnung 1978 ist das Haus bei Generationen von Studierenden sehr beliebt. Doch auch dieses Haus ist inzwischen ein Sanierungsfall, wie man an den Gerüsten sieht.

Ja, seit 2006 haben wir eine Asbest-Sanierung der Klima- und lufttechnischen Anlagen durchgeführt, Ende 2014 wird diese beendet sein. Doch leider ist damit nicht aller Asbest vollständig beseitigt. Im Moment schieben wir eine weitere Maßnahme zur Beseitigung von asbesthaltigen Linoleumböden an. Das zweite große Thema ist eine Generalsanierung des Hauses, im Katalog der Baumaßnahmen der Stiftung Preußischer Kulturbesitz hat diese eine hohe Priorität. Im Jahr 2015 beginnt die Sanierung der Neuen Nationalgalerie am Kulturforum, das nächste Sanierungsprojekt wird dann das Haus Potsdamer Straße sein. Allein die Planung wird vier bis fünf Jahre dauern.

Was haben Sie beobachtet – rein von der Architektur her: bewegen sich die Nutzer in der Leselandschaft von Scharoun/ Wisniewski freier als in dem neuen Lesesaal-Kubus nach Entwurf des Architekten HG Merz im Haus Unter den Linden?

Die Gebäude sind ja im Grunde gar nicht zu vergleichen und jeder Benutzer hat so seine Vorlieben. Beide Häuser sind Denkmale, und mich freut, dass auch das „junge“ Gebäude von Scharoun/Wisniewski diesen Status besitzt, sowohl im Ensembleschutz mit der Philharmonie und der Nationalgalerie als auch als Einzeldenkmal. Aber wenn ich jetzt mal von mir ausgehe: Ich empfinde die Architektur dieses Gebäudes als geistig sehr anregend. Man hat in dieser Leselandschaft viel Platz, das ist vielleicht auch Platz für den Geist.

Kommen wir zu dem, was die Bibliothek eigentlich ausmacht, ihre Bücher. Wie würden Sie das Alleinstellungsmerkmal dieser 350 Jahre alten Staatsbibliothek charakterisieren?

Das ist die Verbindung von teils jahrhundertealten historischen Sammlungen und dem Sammeln aktueller Literatur. Ich will kein Hehl daraus machen, dass die finanzielle Situation der Bibliothek nicht mehr so ist wie sie in besten Zeiten war. Mitunter werden Vorschläge an uns herangetragen, die Bibliothek müsse sich entscheiden, entweder für das Aktuelle oder für die historischen Sammlungen. Aber das ist nicht der Weg, es darf hier niemals eine Entscheidung für oder gegen einen der beiden Sammlungsschwerpunkte geben, denn das sind die tragenden Säulen der Bibliothek, die müssen bleiben.

2014 ist das Gedenkjahr an den Beginn des Ersten Weltkriegs. Was bedeutete der Erste Weltkrieg für die Sammlungen – Ihre Bibliothek betreute ja ein groß angelegtes internationales Projekt?

Viele große europäische Bibliotheken legten damals eine Kriegssammlung an, unsere hat erfreulicherweise die Zeitläufte gut überstanden. Diese Sammlung gab den Impuls für ein Projekt, bei dem die Staatsbibliothek nicht nur Ideengeber war sondern auch, im Auftrag der EU, die Koordination übernahm. Aus Bibliotheken und Archiven, von Film-instituten und Privatpersonen wurden etwa 500.000 Objekte und 600 Filmstunden zum Krieg digitalisiert und in die European-Datenbank eingebracht. Wir konnten so unsere „Sammlung Krieg“ in den Vordergrund stellen und übers Internet weithin sichtbar machen. Die EU hat das Projekt, das nun abgeschlossen ist, als „exzellent“ bewertet.

Das ist eines von vielen Projekten, die Sie gemeinsam mit Partner-Bibliotheken durchführen. Von

2006 bis 2010 waren Sie Sprecherin der „Allianz Kulturgut erhalten“, jetzt sind Sie deren Stellvertreterin. Welches Anliegen vertreten Sie darin als Generaldirektorin der Staatsbibliothek?

Die Allianz stand am Anfang einer Entwicklung, die vor drei Jahren in die Etablierung der „Koordinierungsstelle für den Erhalt des schriftlichen Kulturguts“ mündete. Begonnen hatte die Allianz einst – ich zitiere Alt-Stiftungspräsident Lehmann – als eine Art Selbsthilfeverein. Nach dem Einsturz des Stadtarchivs in Köln jedoch wurde deren Anliegen mehr als je zuvor wahrgenommen, wir konnten dem damaligen Bundespräsidenten Horst Köhler ein Memorandum mit Vorschlägen zur Bestandserhaltung vorstellen, welches den Kulturstaatsminister erreichte, und er nahm sich der Sache konsequent an. Vor drei Jahren wurde schließlich an der Staatsbibliothek die Koordinierungsstelle eingerichtet. Mit extra dafür eingestelltem Geld werden jetzt modellhafte Projekte gefördert, etwa für die Sanierung von Büchern oder für Prävention. Derzeit wird eine Strategie für die Zukunft entwickelt, basierend auf einer Umfrage zur Situation der Bestandserhaltung in allen Bundesländern sowie den Bibliotheken und Archiven, die dem Bund direkt unterstehen. Ein Massenproblem ist übrigens Säurefraß, den wohl jeder von heimischen Büchern kennt. Ab etwa 1840 kamen in der Buchproduktion zwei Dinge zusammen, an deren Folgen wir heute schwer tragen: Dank neuer Techniken explodierte der Buchmarkt, und es wurde fortan mehr als ein Jahrhundert lang Papier mit Holzschliffanteilen verwendet, die eben diese Säureschäden hervorrufen. So brachte beispielsweise der Wachstumsschub der Staatsbibliothek in ihrer Blütezeit ab dem Ende des 19. Jahrhunderts leider auch das heutige Bestandserhaltungsproblem ins Haus. Es wird unmöglich sein, jedes Buch aus dieser Zeit zu erhalten, daher schlagen wir eine Aufgabenverteilung zwischen den Institutionen vor.

„SCHÄDEN DURCH DEN ZWEITEN WELTKRIEG WERDEN UNS NOCH LANGE BESCHÄFTIGEN“

Ein weiteres Langzeitprojekt betrifft die Provenienzforschung, die Erforschung der Altbestände nach Büchern, die in der NS-Zeit ihren jüdischen Eigentümern geraubt wurden und in die Staatsbibliothek kamen.

Das Thema Provenienzforschung ist heute überhaupt nicht mehr wegzudenken, wengleich die Menge der Bücher, die wir identifizieren und zurückgegeben konnten, doch nicht so überwältigend ist, wie zunächst angenommen. Ob eine



Rückgabe jeweils gelingt, hängt davon ab, ob ein Alteigentümer oder Erbe ausfindig gemacht werden kann. Vor wenigen Jahren wurde in der Musikabteilung ein kleines Paket mit Musikautographen, Abschriften und Drucken von Arthur Rubinstein entdeckt, und dank seiner Prominenz gelang es rasch, die Nachfahren in New York ausfindig zu machen und ihnen ihr Eigentum zu übergeben. Das ist aber die Ausnahme. Ich bin ja auch Sprecherin des deutsch-russischen Bibliotheksdialogs, wo wir uns ebenfalls mit Fragen geraubten Gutes befassen. Im letzten Herbst fanden wir eine Bibel aus Nowgorod, diese wollen wir zurückgeben, es ist jedoch sehr schwer, die Erben zu finden, dennoch wir bleiben hartnäckig dran.

Die Spuren des Zweiten Weltkriegs sind ja bis heute in der Staatsbibliothek sichtbar, nicht nur baulich durch die damalige Zerstörung des alten Kuppellesaals, der jetzt durch den Glaskubus ersetzt wurde. Es gibt nach wie vor Lücken in den Sammlungen, die kriegsbedingt ausgelagert wurden, vieles ist gar verschollen oder vernichtet. Einige Bestände, das weiß man seit den 1970er Jahren, befinden sich in Krakau in der Jagiellonen-Bibliothek. Dort werden sie als „Sammlung Berlinka“ geführt. Seit Jahren wird mit den Polen über die Rückgabe verhandelt. Was ist der aktuelle Stand?

Die Schäden, die unsere Sammlungen durch den Krieg erlitten, werden uns noch lange beschäftigen. So versuchen wir immer wieder, für verlorene Bücher des historischen Bestandes Ersatz zu beschaffen. Bei sehr seltenen Stücken ist dies allerdings schwer, unsere Inkunabel-Sammlung etwa können wir nie wieder in ihrer alten Bedeutung herstellen.

Zu den politischen Verhandlungen mit Polen möchte ich mich nicht äußern, schildere jedoch gern den Alltag auf der fachlichen Ebene. Wir führen mit den Kollegen in Krakau sehr gute Gespräche. So gab es jüngst einen Impuls zu einer neuen Kooperation, als wir Ende 2013 die Amerikanischen Reisetagebücher Alexander von Humboldts erwarben. Die Bibliothek hatte ja bereits vor Ausbruch des Krieges Humboldts Nachlass im Bestand, der wurde wie vieles andere ausgelagert, so dass sich heute, bedingt durch die Kriegereignisse, etwa die Hälfte dieses Nachlasses in Krakau befindet. Mit dem Kauf der neun Reisetagebücher wurden mehrere Projekte initiiert, eins davon ist die Digitalisierung und Erschließung des kompletten Nachlasses dieses einzigartigen Forschers durch uns, ein großes Vorhaben. Ich habe dazu in Krakau sehr gute Gespräche geführt und bin sicher, dass auch der in Krakau befindliche Teil digitalisiert wird. Wir sprechen vor allem über die Finanzierung und die technische Umsetzung. Ein anderes Beispiel guter Kooperation fand im letzten Jahr statt: ein Teil des historischen Bestandes unserer Ostasien-Sammlung befindet sich ebenfalls infolge des Zweiten Weltkrieges in Krakau. gemeinsam haben wir diesen digital erschlossen und mit dem Berliner Teil virtuell wieder zusammengeführt, finanziert wurde dies aus Mitteln des Beauftragten für Kultur und Medien.

„WIR DIGITALISIEREN VOR ALLEM UNIKATE“

Die Digitalisierung von Beständen ist ja eine Herkulesaufgabe und Herausforderung für viele Jahre. Wie gehen Sie vor?

Wir haben eine Digitalisierungsstrategie erarbeitet, nach der mit höchster Priorität solches Material digital verfügbar gemacht wird, das es nur bei der Staatsbibliothek zu Berlin gibt, Unikate also. Erneut ist Humboldt da ein gutes Beispiel, oder das von der Deutsche Forschungsgemeinschaft geförderte Webportal „Bach digital“, zu dem wir die meisten Autographe von Johann Sebastian Bach beitragen konnten. Bei Büchern schauen wir, welche schon von anderen Institutionen digitalisiert wurden. Mit unserem Digitalisierungszentrum im Haus Unter den Linden haben wir eine sehr gute Infrastruktur.

Der Erwerbungsetat der Staatsbibliothek ist in den letzten Jahren immer stärker geschrumpft. Dennoch ist die spektakuläre Erwerbung der Amerikanischen Reisetagebücher Alexander von Humboldts gelungen, sie gehören jetzt der Staatsbibliothek. Im März wurde dies mit einem Festakt gefeiert, da war ich gerade am Chimborazo in Ecuador, einem der höchsten Berge der Anden, über dessen Besteigung Humboldt in einem der Tagebücher schreibt. Wie war dieser Erwerb möglich geworden?

„ES SOLL BEKANNTER WERDEN, WELCHE SCHÄTZE WIR HÜTEN“

Aus unserem Erwerbungsetat ist kein einziger Euro in diesen Ankauf geflossen, die zwölf Millionen Euro wurden vollständig durch Stiftungen und Bundesmittel aufgebracht. Einige, die in Deutschland Rang und Namen haben, waren unter diesen Förderern. Darüber hinaus wurde, ebenfalls mit Bundesmitteln, ein Forschungsprojekt aufgelegt, in dessen Zuge wir nun, wie schon erwähnt, den gesamten Nachlass einschließlich der Amerikanischen Reisetagebücher digitalisieren und erschließen werden.

Die Staatsbibliothek, davon war ja schon die Rede, ist nicht nur ein Ort des wissenschaftlichen Arbeitens sondern auch ein sozialer Raum und eine öffentliche Institution in dieser Stadt. Wie stark ist das im öffentlichen Bewusstsein, was lässt sich daran verbessern?

Das will ich als mein wichtiges Anliegen, geradezu meine Mission bezeichnen: Ich möchte, dass allgemein bekannter wird, welche herausragenden Schätze wir hüten. Wir könnten jede Wette abschließen, dass selbst bei kulturaffinen Menschen kaum bekannt ist, dass hier das Gros aller Bach-Handschriften liegt, das Gleiche gilt vermutlich für die Sinfonien Beethovens, allen voran das Weltkulturerbe 9. Sinfonie. In wenigen Jahren werden wir Unter den Linden ein eigenes Museum mit Schatzkammer haben, ich hoffe, dass auch dadurch bekannter wird, welcher Reichtum, der ja den Bürgern gehört, hier in der Mitte Berlins liegt. Ich will die Bibliothek stärker in der Gesellschaft verankern und möchte geradezu, in Anlehnung an Ernst Reuter, ausrufen: Schaut auf diese Bibliothek!

Nun konnten Sie im Frühjahr Ihren 60. Geburtstag feiern. Welche Herausforderungen sehen Sie in den nächsten fünf Jahren, was soll auf den Weg

gebracht oder vollendet sein, bevor Sie das Bibliotheksschiff als Kapitänin verlassen?

Ich würde ungern die Bibliothek verlassen, bevor die Grundinstandsetzung der Potsdamer Straße auf einem guten Weg ist. Die größte Herausforderung aber besteht darin, mit rückläufigen Mitteln eine Staatsbibliothek, wie wir sie haben wollen und wie sie sein muss, zukunftsfähig zu halten. Wir haben in den letzten Jahren einige Organisationsänderungen vorgenommen, haben vor zwei Jahren unter Beteiligung der Mitarbeiter einen Qualitätsmanagementprozess durchgeführt, aus dem einzelne Projekte erwachsen sind. Und wir haben soeben, als erste Einrichtung der Stiftung Preussischer Kulturbesitz, eine Strategie für die Staatsbibliothek vorgelegt, deren Umsetzung auch noch einmal viel Kraft erfordern wird. Wichtig ist mir, dass dies kein Papier für die Schublade ist, wir werden selbstbewusst auftreten und sagen was wir brauchen, um uns auf einem hohen Qualitätsniveau zukunftsfähig zu halten.

Sigrid Hoff M.A., Studium in Berlin und Norwich/University of East Anglia, freie Kulturjournalistin mit den Schwerpunkten Architektur, Geschichte und Denkmalpflege

(Alle Fotos in diesem Beitrag: SBB-PK/Hagen Immel)



WELTEN DES WISSENS: BIBLIOTHEK UND WELTCHRONIK DES NÜRNBERGER ARZTES HARTMANN SCHEDEL (1440–1514)

Eine Ausstellung in der Bayerischen Staatsbibliothek München
vom 19. November 2014 bis 1. März 2015



*Eigenhändiges Porträt Hartmann Schedels
(München, BSB, Clm 30)*

Jeder, der sich für alte Bücher interessiert, kennt die Schedelsche Weltchronik, doch nur wenige kennen den Mann, dessen Namen sie trägt und der vor 500 Jahren gestorben ist: der Nürnberger Stadtarzt Hartmann Schedel. Die Bekanntheit der Chronik verwundert nicht, denn es ist derjenige Druck des 15. Jahrhunderts, der sich am häufigsten erhalten hat: über 1.700 Exemplare der lateinischen und deutschen Ausgabe, die beide im Jahr 1493 erschie-

nen, sind nachgewiesen. Unter ihnen ragt das persönliche Handexemplar von Schedel selbst heraus, das als Teil seiner Büchersammlung seit 1571 in der Bayerischen Staatsbibliothek aufbewahrt wird. Es ist digitalisiert im Internet zugänglich und kann kostenfrei eingesehen und heruntergeladen werden. Wer lieber ein Buch in die Hand nehmen will, kann preisgünstig eine Faksimile-Ausgabe erwerben. Wer mehr Geld investieren möchte, wird jederzeit

Dr. Bettina Wagner
ist Leiterin des Handschriften-
erschließungszentrums und der
Inkunabelsammlung der Bayerischen
Staatsbibliothek

Sexta etas mundi

Monacum urbs superioris germanie ad ripam Isare flumis sita. Inter urbes principū in germania p̄la
 rissima in baioaria notatissima. Et si inter novas esse censcat nobilibus tñ edificijs tñ publicis tñ pri
 uatis ceteras ciuitates antecellit. habet enī edes pulcherrimas. plateas amplas. basilicas ornatissimas. Et
 q̄q̄ temporibus ottonis primi imperatoris cōditionis sue initū sumpsit. A ludouico tñ quarto iam p̄scripto
 impatore ampliata et edificijs ornata fuit. Otto primus cū in germania imperiū anno dñi. 962. assumpsit.
 in baioaria partē regionis heinricus brunsvicensis materna hereditate possedit et in arce vering domiciliū
 habuit. Quo tpe publicus transitus sup̄ Isaram in eo loco extitit. Is dux heinricus pontes vltra flumen p̄
 pe curiam monachoz fieri fecit. in eo loco vbi nunc urbs monacū sita est. cōmuneq̄ iter ibi fieri ordinauit cū
 oppidulo paruo. Super ea re antistes albertus frisingensis querelas apud ottonē cesarem mouit. cū in suis
 theolonijs et immunitatibz damnū sentiret. Imperator antiquā consuetudinem inuenis obseruandā pro
 pe vering mandauit. Interea obiit dicitur heinricus reliquens filiū ernestum nomie. pauloq̄ post vxorē. Ot
 tonis odyecta filia regis anglie mortua fuit. Inde otto relictam heinrici duas baioarie dñam adelheidē ac
 cepit vxorem. Cuius filius ernestus (ob egregia facinora apud exteros in plenisq̄ locis gesta) ottoni gratissi
 mus euasit. Petijtq̄ impatorem obire vt ex oppido urbem cū publica via facere posset. qui post varios tra
 ctatus consensus ea conditione vt quotannis. 50. lb. dñi. ad frisingam p̄soluerent. Ea forma hec urbs initus
 cū regijs priuilegijs ac immunitatibus ortū habuit. Cū itaq̄ hec urbs p̄ ernestum initū sumpsit indies au
 gmentū in p̄plo ac structuris sensit vsq̄ ad t̄ps salutis x̄pi septuagesimū ducentesimū supra millesimū. dñi cō
 radus ep̄s frisingen. eccle p̄fuit diuisa in duas procbias fuit. Cū prius sub vna basilica sancti petri extitit p̄
 uisa. qui basilicam alterā beate marie virginis cōmuni vtilitati adiunxit. Tandem t̄pib⁹ ludouici quarti du
 cis baioarie ac romanorū impatoris incrementū ingens habuit. qui p̄ muros suburbij et alia edificia plerazq̄
 addidit. et arcem antiquā cū monasterio frat̄m minorū ordinis diui francisci. et cenobiū heremitaz sancti Au
 gustini in vrbe extruxit. et post obitum in eccia diue virginis marie ante summum altare sepult⁹ fuit. vbi co
 rona imperialis eius suo epitaphio cernit. Condita est igit̄ urbs monacum in loco ameno prope ripas ysare
 vbi trāsit⁹ nōminq̄ negociatorū ex ytalīa ad germaniā frequētat. habetq̄ nūc arcē ornatissimā. et edē p̄cipiū
 amplissimā. in qua aule et camere splendidissime. q̄s qui viderit nec ornāt⁹ aliquid nec munitus in eo loco
 vnq̄ fieri potuisse fieri putauerit. Lectudinata loca plura habent. mirari ergo pot⁹ q̄ p̄mendari possunt.
 Cū vō hec inclita urbs varios successu t̄pm sortita sit dños. nunc hac tempestate vrbis dñum inclitus p̄m

Monacum



ceps albertus gener friderici tercij romanorū impatoris bavarie dux possidet. qui sua magnificentia plures nutrit leones. Et quos plinius scribat in europa inter achelou tantū et nefum amnes leones esse si longe vincti p̄stantiores hīs quos affrica aut syria gignant. In ea tñ vrbe leonā catulos parere cōpertum est.

Forestorū nobilium priuilegium

Mapheus bergomensis ex nobili vetustaq; forestorū familia natus nō mō iurū ciuilitatis et p̄ntificij abū de doctus. s̄ et eleuētia et reū gerenday prudētia insignitus tēpestare hac p̄ter easdē p̄clarissimas virtutes apud ludouicū bavarū impatorē maxio in p̄cio habitus est quod et indultis et priuilegijs easdē gratias concessis optime p̄testatus est. Nā eidem successoribusq; suis ob grata forestorū familie obsequia in ipm exhibita. munificentissimū priuilegiū immunitatis et exemptionis liberalissime concessit. cōstituens cum successorēq; eius suū palatinum erimens cū ab omnibus oneribus. dans eis libertatem notarios et tabelliones creandi. Illegittimos ve naturales legitimandi. Insuper etiā cōcedit eis iudices ordinarios et regios missos legitime posse cōstituere et ordinare. Id priuilegiū datus fuit in ciuitate tridentina die. xx. Ianuarij anni. 1550. Approbatumq; habetur per potentatus.

Raynaldus estensis marchio aldromandini ecclēsis filius hoc anno post fratrem ferrarie dñatum acci piens regnauit vna cum nicolao fratre annis quatuor. Mortuo em̄ ayone in carceribus a frisco eius filio captiuato. Atq; inde frisco a cōciuibus pulso et interfecto. Aldromandinus fratri successit. qui mortens raynaldum hunc et nicolaum forma elegantes et strenuos reliquit filios. qui vrbis principatum resū mentes statim galloz p̄sidia ciecerunt. et vrbem ab eorum faucibus liberauerunt. Vrbe itaq; in sua potestate redacta regnandi cupiditate allecti vt firmo p̄sidio stabiliret argentū rauennatis ecclie oppiduz regno adiecerunt. Euncta deinde p̄ circuitum depopulati sunt. Cum vō carolus et mamphredus cu beltrando copiarum ecclie duce eos hostes adorant et in fugam vertunt. Inde legatus ferrariam obsideri cepit. Raynaldus vrbe erupit et ecclie exercitum dissipauit. Tandem cum bona pace mortem obiens obisonem nicolai fratris filium regni reliquit successorem.



Seite 10/11:
Ansicht von München aus der
Schedelschen Weltchronik
(München, BSB, Rar. 287)

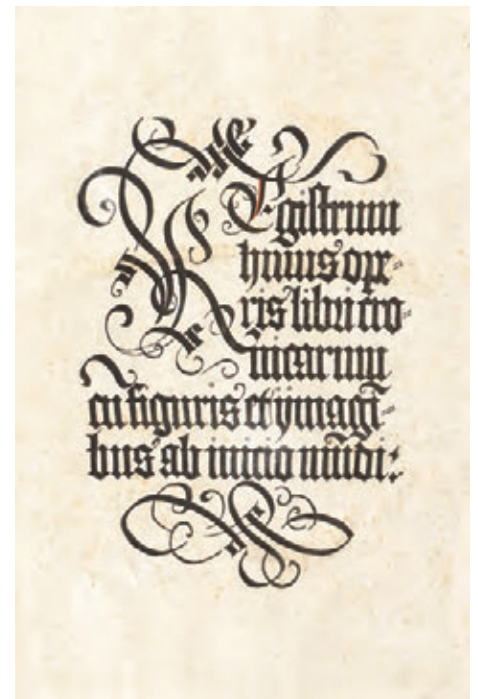
auf dem Antiquariatsmarkt fündig. Angeboten werden vor allem Einzelblätter, denn zahlreiche Exemplare der Chronik wurden zerschnitten, um die berühmten Stadtansichten zu entnehmen. Während die Holzschnitte aus der Werkstatt von Michael Wolgemut und Wilhelm Pleydenwurff bis heute faszinieren, hat aber kaum jemand den Text der Chronik gelesen.

Das war im 15. Jahrhundert nicht viel anders. Schon das dekorative Holzschnitt-Titelblatt weist den Leser ausdrücklich auf die außerordentlich reiche Bebilderung des Buches hin, das über 1.800 Holzschnitte zieren. Beim Text ist vor allem wichtig, dass man ihn bequem benutzen kann – nicht zufällig lautet das erste Wort des Titelblatts *Registrum*. Die Chronik beginnt nämlich mit einem alphabetischen Register der erwähnten Personen, Orte und Sachen; sie ist also weniger zur fortlaufenden Lektüre gedacht, sondern als Nachschlagewerk, in dem das gesamte Wissen über die Weltgeschichte, von der Schöpfung bis zum Jüngsten Gericht, aufzufinden ist. In diesem Register wird fassbar, was das intellektuelle Profil Hartmann Schedels ausmachte, der für die Erstellung des Chronik-Textes verantwortlich war: ein breiter Bildungshorizont und weit gesteckte Interessensgebiete, die er in einzelne Informationen aufgliederte, ordnete und so bequem abrufbar machte. Angestrebt war nicht etwa eine Analyse historischer Zusammenhänge, sondern den Lesern sollte schnelle Orientierung auf dem Weg durch die Welten des Wissens geboten werden – das Register fungierte als Navigationshilfe durch den Text.

Titelseite des Registers der lateinischen
Weltchronik
(München, BSB, Rar. 287)

Die Weltchronik ist nicht das erste Buch, das Hartmann Schedel auf diese Weise

bearbeitete. In zahlreiche Bände aus seiner Bibliothek hat er Register, Inhaltsverzeichnisse oder biographische Notizen zu den Autoren eingetragen. In viel stärkerem Maß als im Text der Chronik tritt in der Bibliothek Hartmann Schedel auch als Person in Erscheinung. Die Bücher dokumentieren sein familiäres Umfeld ebenso wie seinen Freundeskreis und seine Patienten, zu denen Mitglieder der Nürnberger Oberschicht und Äbte bedeutender fränkischer und bayerischer Klöster gehörten. Schedels Lebensweg, vom Studium und der Gründung einer eigenen Familie über das jahrzehntelange Wirken als Arzt bis zur schweren Erkrankung in seinen letzten Lebensjahren, können wir in seinen Büchern verfolgen. Autobiographische Informationen finden sich in Form von handschriftlichen Einträgen, aber auch Wappenbildern und Porträts; Schedels Hauskalender und Reisetagebuch haben sich erhalten. Über seine Bücherkäufe informieren Werbezettel von Druckern



und Briefe. Von kaum einem anderen Autor des 15. Jahrhunderts wissen wir so viele private Details. Anhand seiner einzigartigen Handschriften und seltenen Wiegendrucke wird Schedels Persönlichkeit für uns heute wieder lebendig.

Hartmann Schedel interessierte sich für fast alle Wissensgebiete des Spätmittelalters: Rhetorik, Astronomie, Philosophie, antike und humanistische Literatur, Geschichtsschreibung, Geographie und Kosmographie, Medizin, Jura, Theologie. Aufgrund seiner gründlichen Literaturkenntnis war Schedel in der Lage, in nur eineinhalb Jahren neben einer zeitraubenden Berufstätigkeit als Arzt die umfangreiche Weltchronik zusammenzustellen. Schon als er in den 1450er und 1460er Jahren an den Universitäten in Leipzig und Padua studierte, schrieb er viele Werke eigenhändig ab. Wenige Jahre zuvor hatte Johannes Gutenberg den Druck mit beweglichen Lettern erfunden, und in den folgenden Jahrzehnten stieg die Zahl gedruckter Bücher rapide an. Vom wachsenden Angebot in Nürnberg, einem Zentrum des europäischen Handels und Verlagswesens, profitierte Schedel immens. Daneben nutzte er sein internationales Netzwerk, um sich auch von auswärts Neuerscheinungen zu beschaffen. Mit vielen literarisch interessierten Zeitgenossen verbanden ihn enge briefliche und persönliche Kontakte; Bücher wurden verschenkt und ausgeliehen. Am Ende seines langen Lebens umfasste Schedels Bibliothek nahezu 700 Bände, darunter viele Sammelbände mit mehreren Einheiten. In der Bayerischen Staatsbibliothek haben sich bis heute über 370 Handschriften und 460 einzelne Drucke aus seinem Besitz erhalten. Anlässlich seines 500. Todestages wird vom 19. No-

Die Bibliothek und die Weltchronik des Nürnberger Arztes
Hartmann Schedel (1440-1514)

WELTEN DES WISSENS

Mo-Fr 10-18 Uhr, Sa/So 13-17 Uhr, 24.12.2014 - 1.1.2015, 6.1.2015 und 17.2.2015 geschlossen. Eintritt frei.

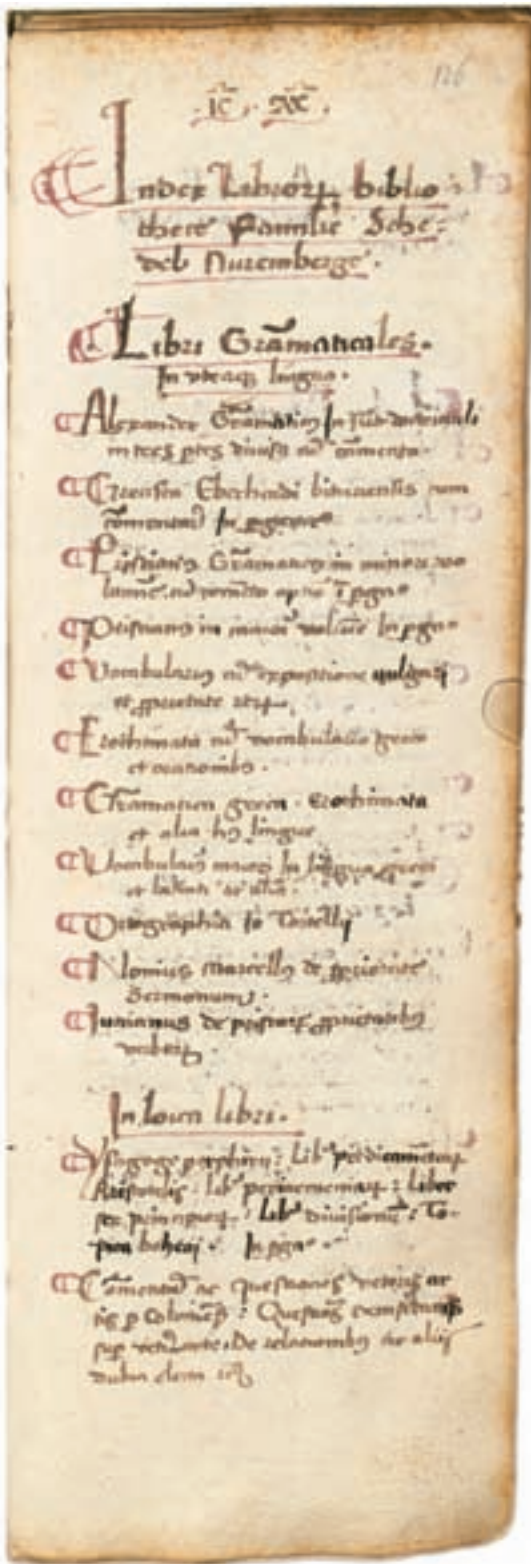
AUSSTELLUNG
19. November 2014
bis 1. März 2015

BSB Bayerische
Staatsbibliothek
Information in erster Linie

Ludwigstraße 16, 80539 München
www.bsb-muenchen.de

vember 2014 bis 1. März 2015 eine repräsentative Auswahl von etwa 40 Bänden aus diesem Bestand in München gezeigt.

Der Glücksfall, dass sich die umfangreichste deutsche Privatbibliothek des ausgehenden 15. Jahrhunderts mit Hartmann Schedels eigenem Exemplar der Weltchronik in der Bayerischen Staatsbibliothek erhalten hat, verdankt sich einem Verstoß gegen den ausdrücklichen Willen ihres Gründers. Hartmann Schedel hatte testamentarisch



Eigenhändiger Bibliothekskatalog
Hartmann Schedels
(München, BSB, Clm 263)

bestimmt, dass die Büchersammlung in Familienbesitz bleiben sollte, um seinen Namen dem Gedächtnis der Nachwelt zu bewahren und sein Wissen an die Nachkommen weiterzugeben. Doch Schedels Enkel und Erbe Melchior (1516–1571), ein kaiserlicher Söldner, bedurfte weniger des geistigen Rüstzeugs als vielmehr der finanziellen Mittel und verkaufte daher im Jahr 1552 die Bücher seines Großvaters für 500 Gulden an den Augsburger Handelsherrn Johann Jakob Fugger. Kaum 20 Jahre später geriet dieser seinerseits in Geldnöte und trat die Bibliothek an den bayerischen Herzog Albrecht V. ab, der sie in die Münchener Hofbibliothek integrierte.

Trotz einiger Verluste im Laufe der letzten 500 Jahre ist heute noch zu rekonstruieren, welche Bücher sich um 1500 in der Schedelschen Bibliothek befanden. Dies verdankt sich einem „Index“, also Katalog, den Hartmann Schedel selbst anlegte und der mit seiner

Sammlung zusammen nach München gelangte. Beim Ankauf ließ Hans Jakob Fugger davon eine Abschrift anfertigen, die im Jahr 1828 von der Staatsbibliothek zu Berlin erworben wurde. Dieses jüngere Inventar ist Teil des Schedelschen Familienbuchs, in dem Stammtafeln und Kurzbiographien der Familienmitglieder sowie Rechtsquellen wie Testamente und Inventare von Besitzungen gesammelt sind. Von manchen dieser Dokumente existiert eine weitere im Auftrag Fuggers erstellte Abschrift, die sich heute in Privatbesitz befindet. Dank des großzügigen Entgegenkommens der Besitzer können beide Handschriften in der Münchener Ausstellung gezeigt werden. Zu sehen ist außerdem die Familienchronik und Autobiographie von Schedels Enkel Melchior, dem Verkäufer der Bibliothek, aus dem Bestand der Landesbibliothek Coburg.

Aus den erhaltenen Büchern und archivalischen Quellen ist zu erkennen, mit welchen Themen sich der Nürnberger Arzt Hartmann Schedel zeit seines Lebens befasste. Die Bücher, die er eigenhändig schrieb, die er kaufte oder erbte, spiegeln so den geistigen Horizont, über den ein universell gebildetes Mitglied einer städtischen Elite um die Wende vom Spätmittelalter zur frühen Neuzeit verfügte. In seiner Sammlung konnte Schedel Informationen zu nahezu allen Gebieten finden, und in der Weltchronik hielt er sein historisches Wissen für seine Zeitgenossen und das Gedächtnis der Nachwelt fest. Die Chronik kann auch heutigen Lesern einen anschaulichen Eindruck vom Weltbild eines Nürnbergers des 15. Jahrhunderts vermitteln und ist daher durchaus noch lesenswert.

DIE FLIEGE. ODER WAS ALLES IM BUCH STECKT



Wir Bücherfreunde wollen uns lieber nicht vorstellen, wie der Leser dieses wertvollen Buches mit eben diesem eine lästige Fliege einfiel. Klapp! Oder wie die Fliege sich an den Brotkrumen labte, die bei der Lektüre zwischen die Seiten fielen. So oder so – das Insekt beflügelt die Phantasie. Es steckte im Buch und fand zwischen den Seiten sein Grab.

Als Vertreter der Spezies *Musca domestica*, zu deutsch Gemeine Stubenfliege, war sie vermutlich in den frühneuzeitlichen Studierstuben ebenso gegenwärtig wie Tinte, Papier und Bücher.



Und noch etwas fand sich im Buch: getrocknete Pflanzen, die sich nach einem genauen Blick von Fachleuten als Reste von Leimkräutern herausstellten. Zu dieser Pflanzengattung gehören zum Beispiel die Rote und Weiße Lichtnelke oder das Gewöhnliche Leimkraut, welches auch in der Medizin Anwendung fand.

Natürlich können wir nicht wissen, wann Fliege oder Pflanze ins Buch geraten sind. Bei der kürzlich erfolgten sorgfältigen Restaurierung der Bucheinbände sind sie jedoch zum Vorschein gekommen und entfalten durchaus imaginative Kräfte.

Aber um welches Buch geht es eigentlich?

DER DRUCK

Die erste frühneuzeitliche Gesamtausgabe der Schriften des antiken Arztes Galenos (ca. 130–ca. 200 n. Chr.) in griechischer Sprache erschien 1525 in Venedig. Galenos ist eine Schlüsselfigur in der Geschichte der Medizin. Seine Lehren hatten bis ins 18. Jahrhundert großen Einfluss auf das Denken und Handeln der Ärzte. Seiner Medizin lagen u. a. humoralpathologische Vorstellungen zu Grunde, nach denen der menschliche Körper aus den sogenannten vier Säften (Blut, Gelbe Galle, Schwarze Galle, Schleim) besteht, und Krankheit durch das Ungleichgewicht dieser Säfte verursacht wird. Zudem führte Galenos Untersuchungen an Tieren und mensch-

Dr. Katrin Böhme
ist wissenschaftliche Referentin in
der Abteilung Historische Drucke
der Staatsbibliothek zu Berlin

Naturalien in Büchern sind weniger selten, als man gemeinhin annehmen mag.

Dank einer großzügigen Spende und einer Zuwendung des DuMont Kalenderverlages konnten fünf Bände einer äußerst wertvollen Aldine restauriert werden. Wir danken allen Beteiligten herzlich für ihre Unterstützung.

Das Titelblatt des ersten Bandes mit der charakteristischen Druckermarke der Offizin Manutius. Anker und Delphin stehen als Symbol für das Motto „Festina lente“ oder „Eile mit Weile“, wobei der Anker die Langsamkeit und der Delphin die Schnelligkeit verkörpert. Diese Druckermarke wurde zum Kennzeichen der Aldinenpresse und steht für Drucke von hoher Qualität und Schönheit.



lichen Organen durch, die sein anatomisches Wissen speisten.

Seine Schriften wurden wie die vieler anderer antiker Gelehrter zu Beginn der Neuzeit wiederentdeckt und durch neue Editionen der Wissenschaft zugänglich gemacht. Im Falle Galenos' erschienen die Schriften zu 90 Prozent in lateinischer Sprache – für das 16. Jahrhundert sind lediglich zwei Ausgaben in der griechischen Originalsprache bekannt. Die hier vorliegende *Editio princeps* ist eine davon; sie galt binnen kurzem als maßgeblich.

Zu den berühmtesten Offizinen zu Beginn der Neuzeit zählt die im Jahre 1494 von Aldus Manutius (ca. 1450–1515) gegründete. In seiner Werkstatt entstanden Drucke von außergewöhnlicher Qualität und Schönheit, die wir heute als Aldinen bezeichnen. Aldus wurde vor allem durch die Herausgabe von originalsprachigen Texten der klassischen Antike bekannt, welche

philologisch sorgsam bearbeitet und drucktechnisch überaus anspruchsvoll waren. Er verwendete dafür häufig ein kleines Format, wodurch der Leser das Bändchen leicht mit sich führen konnte.

Die hier vorliegende fünfbandige, folioformatige Galenos-Ausgabe ist das umfangreichste Druckwerk eines einzelnen Autors aus seiner Werkstatt. Sie erschien zehn Jahre nach dem Tod von Aldus, wobei er das Ziel, eine Gesamtausgabe der Schriften Galenos' zu drucken, bereits zu Lebzeiten verfolgt hatte. Von Galenos gab es allerdings keine geschlossene Sammlung von Manuskripten, die Aldus bzw. seine Nachfolger der Druckausgabe hätten zugrundelegen können. So war in Vorbereitung des Druckes mehr als nur der reine Schriftsatz notwendig. Vielmehr mussten Aldus und seine Nachfolger erst einmal die verstreuten Manuskripte zusammentragen und den Text wissenschaftlich und sprachlich bearbeiten. Im Ergebnis entstand eine beeindruckende Gesamtausgabe galenos'scher Schriften, die bis in die Gegenwart Bestand hat.

DER EINBAND

Das Jahr 1661 gilt als das Gründungsjahr der „Churfürstlichen Bibliothek zu Cölln an der Spree“, in dem der vorhandene Bestand an Büchern vom Dachboden des Kurfürstlichen Schlosses in den ersten Stock des Apothekenflügels umgestellt wurde. Auf Erlass des Großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm von 1659 wurde der Professor am Joachimsthalschen Gymnasium, Johann Raue (1610–1679), zum ersten Bibliothekar ernannt. Er hatte die Aufgabe, diesen Umzug vorzubereiten, eine Bestandsrevision durchzuführen und einen



ersten Katalog für die Bibliothek anzufertigen. Der Katalog entstand 1660 und ist fachlich gegliedert. In dem Band, in welchem die Bücher zu den Wissensgebieten Medizin und Naturkunde verzeichnet sind („Catalogus librorum medicorum & physicorum ... ad alphabeti ordinem“), findet sich auch der Eintrag zur Galenos-Gesamtausgabe. Leider fehlen jegliche weiterführende Informationen, die einen Aufschluss über die Herkunft der Bände geben könnten. Fest steht damit aber, dass das Exemplar bereits zu dieser Zeit zum Bibliotheksbestand gehörte.

Alle damals in der Kurfürstlichen Bibliothek vorhandenen Bücher erhielten sogenannte Kurfürsteneinbände. Ziel des Großen Kurfürsten war es, seine Bibliothek in einem repräsentativen, eigens zu erbauenden Gebäude aufzustellen. Die Bücher sollten entsprechend prächtige Einbände erhalten: rot gefärbtes Leder mit goldener Rückenprägung, den Initialen FW mit Kurzepter und Kurhut sowie Angaben zu Titel, Erscheinungsort und -jahr.

Der Bau eines neuen Bibliotheksgebäudes wurde zwar begonnen, jedoch nach dem

Tode Friedrich Wilhelms 1688 nicht fortgeführt. Und auch die neuen Einbände scheiterten an der preußischen Sparpolitik. Für das Neueinbinden aller Bücher fehlte das Geld, und so wurden meist lediglich die Buchrücken ersetzt und das teure Gold durch mit Firnis gefärbtes Silber nachgeahmt. In der Gegenwart bezeugen diese Einbände den Gründungsbestand der Staatsbibliothek zu Berlin, die inzwischen auf mehr als 350 Jahre wechselvolle Geschichte zurückblicken kann.

DIE HANDSCHRIFTEN

Welchen Weg die wertvolle Galenos-Ausgabe vor der Gründung der Kurfürstlichen Bibliothek genommen hat, können wir leider (noch) nicht sagen. Sicher ist aber, dass sie sich in einer oder mehreren frühneuzeitlichen Studierstuben befunden haben muss. Die durchgängig vorhandenen, umfangreichen handschriftlichen Notizen auf den Rändern der Seiten, im Text und auf den Vorsatzpapieren bezeugen eine intensive Auseinandersetzung mit dem Werk Galenos'. Diese Notizen sind sowohl in lateinischer als auch griechischer Sprache verfasst. Die gelehrten Schreiber

links:

Der größte Teil der Aldinensammlung der Staatsbibliothek ist im 19. Jahrhundert durch Erwerb der Bibliothek Méjan nach Berlin gekommen. Diese Aldine gehörte im Unterschied dazu zum Gründungsbestand; alle fünf Bände haben einen sogenannten Kurfürsten-Rücken, der im letzten Drittel des 17. Jahrhunderts angefertigt worden ist.

rechts:

Kennzeichen des Kurfürstenrückens ist u. a. die Prägung mit den Initialen FW mit dem Kurzepter unter dem Kurhut. Das Signet steht für Friedrich Wilhelm, den Großen Kurfürsten, unter dessen Herrschaft die Kurfürstliche Bibliothek gegründet wurde.



Doppelseite aus dem Abschnitt „Techné iatriké“, der „Ärztlichen Kunst“, mit zahlreichen handschriftlichen Notizen.

verfügten offenkundig über umfassendes philosophisch-naturkundliches und medizinisches Wissen, da sich an zahlreichen Stellen Verweise auf antike Philosophen und Ärzte wie Platon, Plinius oder Hippokrates befinden. Zudem gibt es eine relativ ausführliche Gegenüberstellung von Argumenten für und gegen Avicenna. Der auch unter dem Namen Ibn Sīnā bekannte persische Arzt hatte mit seinem bedeutendsten medizinisch umfassenden Werk, dem „Canon der Medizin“, großen Einfluss auf die neuzeitliche Medizin und Naturwissenschaft. Seit dem 13. Jahrhundert gehörte die Vermittlung seiner Lehren zur Ausbildung der Mediziner an den Universitäten.

Bei den drei zu unterscheidenden Handschriften handelt es sich jeweils um eine sogenannte humanistische Kursive, eine

Schriftart, die im 16. Jahrhundert unter den europäischen Gelehrten weit verbreitet war. Das Schriftbild lässt den Rückschluss zu, dass der Text relativ kurze Zeit nach seinem Erscheinen, also etwa bis zur Jahrhundertmitte, durchgearbeitet worden ist.

Leider gibt es bisher keinen Hinweis auf die Identität der Gelehrten; auch die Restaurierung förderte keinen entsprechenden Provenienzvermerk wie zum Beispiel einen Namenseintrag oder ein Exlibris zu Tage. So bleibt es vorerst, wie es in den Geschichtslehrbüchern steht: Humanistische Gelehrte der Frühen Neuzeit erschlossen sich durch intensive Auseinandersetzung mit dem Text das Wissen eines antiken Autors.

SCHLUSS

Nun stecken nicht nur gelegentlich Phantasie anregende Naturalien im Buch, sondern offenkundig auch Enthusiasmus und Zielstrebigkeit, um eine solche Ausgabe

vorzubereiten, mehr oder weniger viel Material, um es zu drucken und einzubinden, Wissen und Geduld, um es durchzuarbeiten – und letztlich viel Zeit, in der es bis auf unsere Tage und in die Zukunft überdauert.

Anzeige




DUMONT

KALENDERVERLAG

**DuMonts Zoologisches Kabinett:
John Gould 2015** (42,5 x 52,0 cm)
978-3-8320-2748-3 · 25,00 €

**Redoutés Rosen
Taschenkalender 2015** (11,3 x 16,3 cm)
42 508096 2948 3 · 9,99 €

Diese und viele weitere DuMont-Kalender finden Sie in Ihrer Buchhandlung und unter www.dumontkalender.de

DUMONT
Kalender
Mehr als nur
12 Bilder

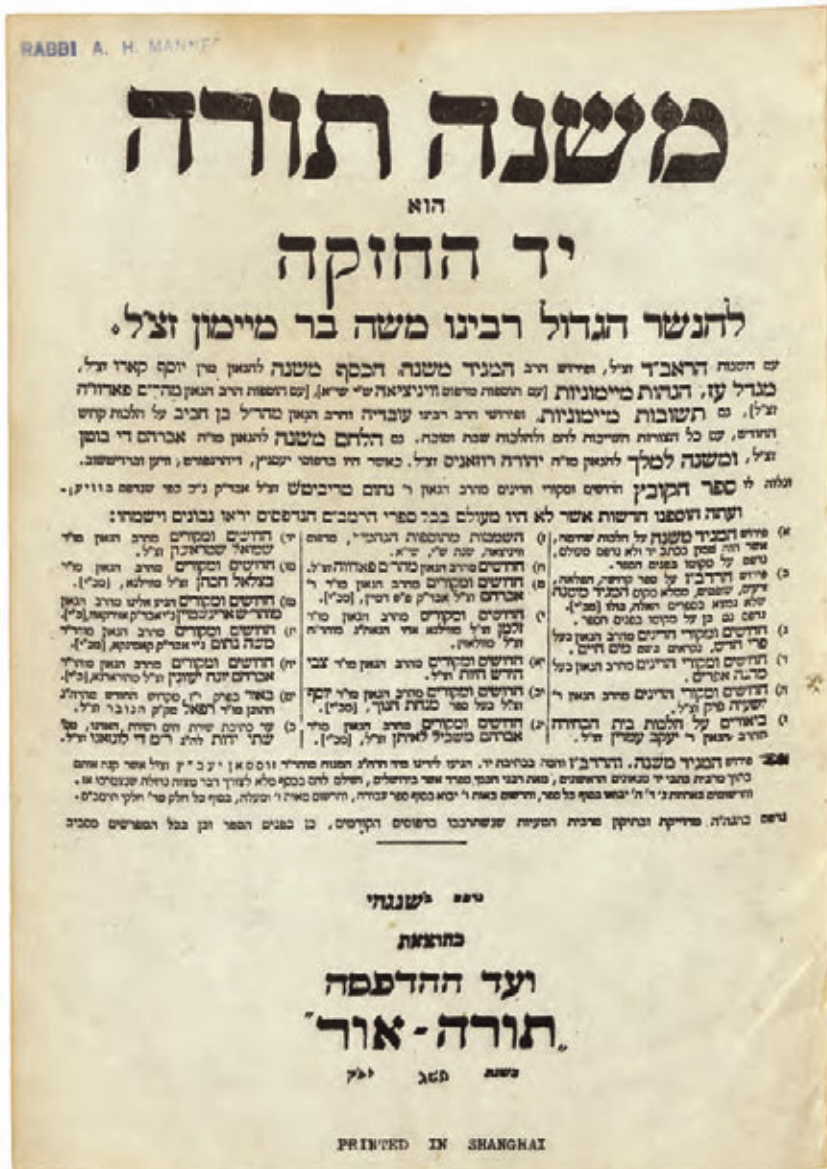
SCHANGHAI ALS ZENTRUM JÜDISCHER GELEHRSAMKEIT

Einzigartige Sammlung hebräischer Drucke aus Schanghai – wichtige Zeugnisse einer kaum beachteten Epoche

Dass Schanghai bei den jüdischen Flüchtlingen, die zur Zeit des Nationalsozialismus aus Europa vertrieben wurden, nicht zu den beliebtesten Fluchtzielen gehörte, wissen wir durch zahlreiche Aussagen von

Zeitzeugen: zu weit, zu verrufen, zu fern der europäischen Kultur – schlichtweg zu exotisch war der Ort. Doch während die meisten Länder sich weigerten, jüdische Flüchtlinge aufzunehmen, war durch den

Sophia Charlotte Fock ist Fachreferentin für Judaistik und Hebraistik in der Orientabteilung der Staatsbibliothek zu Berlin



Dieses Exemplar der „Mishneh Torah“ von Moses Maimonides wurde 1943 in Shanghai gedruckt.

internationalen Status der Stadt noch relativ lange eine Einreise nach Schanghai möglich – die Stadt wurde somit für rund 20.000 europäische Juden die letzte Zufluchtsstätte.

Belief sich die jüdische Bevölkerung Schanghais vor dem Ersten Weltkrieg auf ungefähr 700 Menschen (von denen rund 250 aus Europa stammten), wuchs deren Zahl aufgrund des erstarkenden Antisemitismus in den darauf folgenden Jahren signifikant,

nach der sogenannten Reichskristallnacht im November 1938 dann sogar noch stärker.

Die jüdischen Flüchtlinge, die in den 1930er Jahren nach Schanghai kamen, wurden mit ihnen meist unbekannter Kultur, Sprache und klimatischen Bedingungen konfrontiert. Doch schnell entwickelte sich auch dort ein europäisches Kulturleben, das sich unter anderem in Opernaufführungen, Konzerten, Wiener Kaffeehäusern und dem Erscheinen zahlreicher Wochen- und Monatsschriften auf Deutsch, Englisch, Russisch, Jiddisch und Polnisch ausdrückte.

Innerhalb der großen Zahl europäischer Flüchtlinge, die Schanghai erreichten, gab es eine ganz spezielle Gruppe, deren Zeugnisse sich nun in der Orientabteilung der Staatsbibliothek Berlin befinden. Es handelt sich um mehrere Hundert Angehörige von Jeschiwot, also Talmud-Hochschulen, die größtenteils ursprünglich aus Polen stammten und sich vor der Vernichtung durch die Nationalsozialisten nach Schanghai retten konnten. Die Geschichte dieser vergleichsweise kleinen Gruppe – die Anzahl der Flüchtlinge aus Deutschland und Österreich war um ein vielfaches höher – ist weit weniger bekannt und hat noch nicht die Beachtung gefunden, die sie verdient hat.

Dabei ist die Rettung der Jeschiwa-Studenten singulär und erstaunlich: Etwa 2.000 osteuropäische Talmudstudenten, Rabbiner und weitere Angehörige der Jeschiwot versuchten, sich ins Exil zu retten, so etwa die Mitglieder der berühmten „Mirrer Jeschiwa“, eines 1814 in Polen gegründeten streng orthodoxen Lehrhauses, das sich heute in Jerusalem befindet und zu den



In dieser Ausgabe eines Kommentars über den talmudischen Traktat „Bava Metsiah“ wurden Erscheinungsort und -jahr auf Hebräisch und Englisch vermerkt.

(Foto: Mareike Beez)

größten Jeschiwot weltweit zählt. Die *Mirrer Jeschiwa* konnte als einzige Jeschiwa fast vollständig fliehen.

Die Besetzung Polens durch Deutschland und die Sowjetunion brachte die renommierten religiösen Lehrstätten in unmittelbare Gefahr. Als sich im Oktober 1939 die Nachricht verbreitete, dass Vilnius von der Sowjetunion an Litauen übergeben wurde, brachen unzählige Rabbiner und Jeschiwa-Studenten größtenteils aus dem von der Sowjetunion besetzten Teil Polens, aber auch aus von Deutschland besetzten Ge-

bieten, nach Vilnius auf. Zunächst hofften einige von ihnen noch darauf, in Litauen bleiben und hier ihre Studien fortsetzen zu können, doch spätestens seit dem Anschluss des baltischen Landes an die Sowjetunion wurde intensiv versucht, Visa für Palästina oder die USA zu erhalten. Dies allerdings war durch die massiven Einwanderungsbeschränkungen nahezu aussichtslos. Dass die rettende Flucht vielen dennoch gelang, war dem mutigen Handeln mehrerer Einzelpersonen sowie der Unterstützung durch jüdische Organisationen in den USA zu verdanken.



Auf der Rückseite des Titelblattes des „Hokhmat adam“ von Avraham Danzig finden sich die Angaben eines lokalen Druckers.

(Foto: Mareike Beez)

Eine der wenigen verbleibenden Optionen für die jüdischen Flüchtlinge in Litauen war die Emigration nach Curaçao. Für die karibische Insel wurde kein Visum verlangt, die Einwanderung hing von der Zustimmung des Gouverneurs ab. Mit Papieren ausgestattet, die besagten, dass Curaçao das Zielland der Reisenden sei, erklärten sich nach etlichen überwundenen Hürden schließlich einige Diplomaten (teilweise entgegen den Anweisungen ihrer Regierungen) dazu bereit, die für die Reise erforderlichen Transitvisa auszustellen. De facto waren die „Curaçao-Visa“ zwar mehr fiktiver Natur und bedeuteten keineswegs, dass die Flüchtlinge tatsächlich auf die Insel hätten einreisen können, doch zusammen mit den Transitvisa ermöglichten sie die Ausreise aus Litauen. So konnten zahlreiche jüdische Flüchtlinge über die Sowjetunion nach Japan fliehen – der wohl bekannteste der diplomatischen Retter war der japanische Vizekonsul in Kaunas (Litauen), Sugihara Chiune, der später als „japanischer Schindler“ bekannt und von Yad Vashem als „Gerechter unter den Völkern“ geehrt wurde. Als im Oktober 1940 die ersten polnischen Juden in Japan ankamen, kümmerte sich die bereits bestehende jüdische Gemeinde in Kobe um die Flüchtlinge.

*Ein Teil der Sammlung „Hebräische Drucke aus Schanghai“
(Foto: Mareike Beez)*



Die Fluchtmöglichkeit nach Japan endete allerdings mit dem deutschen Einmarsch in die Sowjetunion am 22. Juni 1941. Und auch für die bereits im Land sich befindenden jüdischen Flüchtlinge wuchs der Druck, da Japan sich auf den Krieg mit den USA vorbereitete und so die Einfuhr von Hilfsgütern (die in erster Linie von den jüdischen Gemeinden der USA stammten) stark einschränkte. Im Spätsommer 1941 brachte die japanische Regierung alle sich in Japan befindenden Flüchtlinge nach Schanghai, wo bereits Tausende jüdische Flüchtlinge vornehmlich aus Deutschland und Österreich lebten. Einige der Talmudgelehrten konnten dank der Unterstützung verschiedener jüdischer Organisationen in die USA, nach Kanada oder Palästina auswandern, wiederum verhinderte der Beginn des Pazifikkrieges weitere Bemühungen.

In Schanghai verschlechterte sich die Lage deutlich, als im Mai 1943 die Japaner alle Flüchtlinge, die nach 1937 die Stadt erreicht hatten, zwangen, in das Schanghaier Ghetto (die sogenannte „Designated Area for Stateless Refugees“) zu ziehen. Rund 20.000 jüdische Flüchtlinge lebten in dem rund 2,5 Quadratkilometer umfassenden Gebiet im Stadtteil Hongkou auf engstem Raum unter katastrophalen Bedingungen – Nahrungsmittel, Medikamente und andere lebensnotwendige Güter waren äußerst knapp.

Trotz der schwierigen Bedingungen widmeten sich die Jeschiwa-Studenten im Schanghaier Exil weiterhin mit Hingabe ihren Studien, so dass Schanghai für kurze Zeit zu einem der aktivsten Zentren jüdischer Gelehrsamkeit wurde. Die Reaktion der anderen, größtenteils aus Deutschland und Österreich stammenden jüdischen



Flüchtlinge war durchaus unterschiedlich, wie uns verschiedene Zeitzeugenberichte offenbaren: Ein Teil betrachtete die Jeschiwa-Studenten als „religiöse Fanatiker“ oder Rückständige, die sich der realen Welt entzogen, andere wiederum nahmen sie als spirituellen Kern des Judentums wahr, den zu unterstützen eine wichtige Pflicht war. Der Kontakt zwischen den jüdischen Flüchtlingen aus dem deutschsprachigen Raum und denjenigen aus Osteuropa blieb im Allgemeinen sehr begrenzt.

Nach Kriegsende siedelten die meisten Flüchtlinge in die USA um, nach Kanada oder nach Palästina/Israel – eine dauerhafte Ansiedlung in Schanghai zogen die meisten von ihnen nicht in Betracht.

Existenziell für die Studien der Jeschiwa-Studenten waren Bücher. Da der Import von eben diesen nahezu unmöglich war, bestand die einfachste Möglichkeit zur Beschaffung von Literatur in der Vervielfältigung der aus der Heimat mitgebrachten Einzel Exemplare. Es handelte sich fast ausschließlich um Bücher religiösen Inhalts: diverse Talmud-Traktate, Abhandlungen zum jüdischen Recht, verschiedene Schrif-

ten bekannter Gelehrter, wie etwa Moses Maimonides, und zahlreiche andere grundlegende Werke.

Zumeist wurden die Nachdrucke durch die Angaben des neuen Druckortes und -jahres ergänzt, manchmal wurden mehrere Bände in einen Band gebunden. Als Füllmaterial der Bucheinbände diente in einigen Fällen asiatisches Zeitungspapier.

Die Bücher wurden für den unmittelbaren Gebrauch und zum Großteil unter einfachsten Bedingungen gedruckt, was sich vielfach in schlechter Papierqualität und einfachsten Bindungen zeigt. Naturgemäß war die Auflage sehr gering, und da die Bücher von ihren Besitzern mitgenommen wurden, kann man davon ausgehen, dass zahlreiche Exemplare auf dem Weg von Schanghai in die USA, Israel oder wohin auch immer die jüdischen Flüchtlinge weiterzogen, verloren gingen. So sind die verbleibenden Exemplare seltene Sammlerstücke, deren nähere Bearbeitung und Erforschung noch interessante Erkenntnisse versprechen, spiegeln sie doch die kurze Blütezeit des hebräischen Buchdrucks in Schanghai wider.

*Ein 1944/45 gedruckter Band, für dessen Einband ein chinesischer Druck verwendet wurde
(Foto: Mareike Beez)*

Die über 120 Werke umfassende Sammlung hebräischer Drucke aus Schanghai stellt eine wichtige Ergänzung der Sammlung „Literatur aus DP-Lagern“, die sich ebenfalls im Besitz der Orientabteilung der Staatsbibliothek zu Berlin befindet, dar. Diese umfasst Publikationen, die unmittelbar nach dem Zweiten Weltkrieg in den jüdischen Displaced-Persons-Lagern in Europa erschienen (siehe hierzu den Bericht im „BibliotheksMagazin“ 2/2010). Beide Sammlungen geben interessante Einblicke in jüdisches Leben während bzw. unmittelbar nach der Shoah in Deutschland respektive Schanghai. Doch während die Sammlung der Publikationen aus DP-

Lagern ein breites Spektrum auch an weltlicher Literatur umfasst, repräsentieren die Bücher der Schanghaier Jeschiwa-Flüchtlinge den Fortbestand des Lernens und religiösen Studiums im Judentum auch unter widrigsten Umständen.

„Das Volk des Buches“ – diese oft zitierte Bezeichnung für das jüdische Volk mag schon beinahe phrasenhaft klingen. Dass Bücher, und vor allem religiöse Bücher, im Judentum eine ungemein wichtige Rolle spielen, bleibt aber unumstritten. Das zeigt auch die einzigartige Sammlung der hebräischen Drucke aus Schanghai.

DER ERSTE WELTKRIEG IN FERNOST

Quellen und Dokumente zur Kolonie Tsingtau in der Sammlung Neukamp

Dr. Maximilian Schreiber
ist Mitarbeiter im Nachlassreferat
der Bayerischen Staatsbibliothek

Dr. Thomas Tabery
ist Stellvertretender Leiter der
Orient- und Asienabteilung der
Bayerischen Staatsbibliothek

„Am 15. Oktober verlassen der amerikanische Konsul und 2 Frauen als letzte Tsingtau über Tapatun. Wir hörten dann wieder, daß 590 [ein deutsches Kriegsschiff] nachts den japanischen Küstenkreuzer „Takatschio“ versenkt hat. Dann wieder, daß die Japaner eine doppelspurige Bahn weiter nach Tunlitzun gebaut haben. Also sie kommen uns immer näher [...] Wir gingen jetzt immer zur Waschanstalt, wenn wir beschossen wurden. Die Waschanstalt galt als sicherer als die kleinen Wohnhäuser. Einmal nach der Beschießung von Schrapnell lagen eine Menge Kugeln um das Wohnhaus herum, als wir zurückkamen. Ein Unteroffizier, den ich flüchtig

kannte, war durch Schrapnellbeschuß ums Leben gekommen. Das hatte mich tief erschüttert und mich selbst erfaßte Angst vor solchem Tode. In ruhigen Stunden steigen wir auf die nahen Berge und können japanische Schiffe sehen. Die Beschießung ging planmäßig weiter. Unsere Männer oder Bekannte berichten, daß die Japaner immer näher kommen.“

So schildert Frau Wiesendt, von der wir leider nichts außer ihrem Namen wissen, in ihren Erinnerungen aus Sicht einer Zivilistin die letzte Phase der Belagerung Tsingtaus durch die Japaner.



Die Hafenstadt Tsingtau (Qingdao) bildete das Zentrum des deutschen Pachtgebietes Kiautschou (Jiaozhou) an der Nordostküste Chinas. Kaiser Wilhelm II. hatte die Ermordung zweier deutscher Missionare zum Anlass genommen, im November 1897 die Besetzung Tsingtaus zu befehlen. Tsingtau liegt auf der Halbinsel Schantung (Shandong) am Eingang zur Bucht von Kiautschou und bot einen idealen Ausgangspunkt für die deutschen Ambitionen in Asien. Das Deutsche Reich pachtete die Bucht von Kiautschou samt Hinterland 1898 für 99 Jahre von China. Eingeschlossen waren Bergbaurechte und die Genehmigung für den Bau einer Eisenbahnlinie. Tsingtau wurde in der Folgezeit im Stil einer modernen europäischen Großstadt ausgebaut. 1914 besaß Kiautschou 190.000 Einwohner, darunter mehr als 4.000 Europäer.

Mit Ausbruch des Ersten Weltkriegs erklärte auch Japan am 23. August dem Deutschen Reich den Krieg, und bereits ab dem 27. August begann die Blockade Tsingtaus von See her. Es standen ca. 5.000 deutsche Soldaten einer japanischen Über-

macht von etwa 58.000 Mann und 1.500 britischen Soldaten gegenüber. Die Japaner richteten sich auf eine längere Belagerung ein, da Tsingtau gut befestigt war. Sie verlegten in den folgenden Wochen immer größere Truppenkontingente ins Kampfgebiet, schafften insbesondere schwere Artillerie heran und zogen den Belagerungsring von Land her immer enger.

Tsingtau um 1913: Stadtansicht mit Christus-Kirche



Deutsche Propagandapostkarte



Gesperrte Hafeneinfahrt durch selbstversenkte Schiffe der deutschen Handelsflotte

Am 31. Oktober setzte mit durchgehendem Artilleriebeschuss von Land und See her die letzte Phase des Kampfes ein, in der die Japaner sich weiter an die Hafencity herankämpften, um schließlich zum entscheidenden Sturmangriff anzusetzen. Die deutschen Truppen wehrten sich bis zuletzt, erst das Ende der Lebensmittel- und Munitionsvorräte brachte die deutschen Einheiten dazu, die Verteidigungsanlagen zu schleifen, die restlichen Kriegs-

schiffe zu versenken und zu kapitulieren. Am 7. November 1914 fiel Tsingtau und 5.000 deutsche Zivilisten und Soldaten gerieten in japanische Kriegsgefangenschaft.

Die meisten von ihnen wurden noch Ende 1914 nach Japan gebracht und dort auf mehrere Lager verteilt. Die Lebensbedingungen waren dort anfangs hart. Das weit verbreitete Bild einer „Sommerfrische“ deutscher Gefangener in japanischen Lagern hat mit der Realität der Kriegsgefangenschaft nur wenig zu tun. Insgesamt lebten die Gefangenen jedoch unter erträglichen und sich allmählich bessernden Bedingungen. 1917 wurden mehrere Lager zum Lager Bandō zusammengelegt. Darüber ist im Tagebuch des deutschen Soldaten Johann Kreuzer folgendes zu lesen:

„Am 7. April 1917, nach einem neunstündigen und beschwerlichen Marsch bei großer Hitze, kamen wir im neu erbauten Barackenlager Bandō an. [...] Bandō beherbergte 938 deutsche Kriegsgefangene, darunter 20 Offiziere. Acht Mannschaftsbaracken für je 110 Mann sowie zwei Offi-

Seite 27:
Lithographische Karte des Kriegsgefangenenlagers Bandō (Japan), Lagerdruckerei Bandō, 1919



Das Kriegsgefangenenlager Bandō in einer zeitgenössischen Aufnahme

Durch das Lagerorchester Bandō erlebte Ludwig van Beethovens 9. Symphonie am 1. Juni 1918 ihre japanische Erstausführung.



„Die Baracke“, Lagerzeitung des Kriegsgefangenenlagers Bandō (Japan), erschienen von 1917 bis 1919



ziersbaracken, die sämtlich wunderschön an flache Berghänge angelehnt waren, standen uns zur Verfügung; dazu noch zwei Küchen, eine Bäckerei und ein Büro, ferner ein Wach- und ein Arrestlokal. Rund um das Lager verlief ein Stacheldrahtzaun. [...] In Bandō hatten wir ein viel freieres Leben als in Marugame [früheres Lager]. Der militärische Ton verschwand mehr und mehr, er nahm zunehmend kameradschaftliche Formen an. Einmal im Monat Platz- und Küchendienst, hin und wieder einmal Feuerposten – damit war unsere „dienstliche Betätigung“ auch schon beendet, kaum dass sie richtig angefangen hatte. Mit Genehmigung des wirklich freundlichen und sehr gerechten Lagerkommandanten Matsue durften wir außerhalb des Lagers ein Sportgelände errichten, das aus einem Fußball- und einem Hockeyplatz sowie vier Tennisplätzen bestand.“

Neben Sportvereinen entstanden in Bandō auch Theater- und Gesangsgruppen sowie ein Lagerorchester. Letzteres errang Berühmtheit weit über die Lagergrenzen

hinaus. Hier erlebte Ludwig van Beethovens 9. Symphonie am 1. Juni 1918 ihre japanische Erstaufführung vor japanischem Publikum und begründete die enthusiastische Beethoven-Rezeption in Japan der folgenden Jahrzehnte. Darüber hinaus organisierten die Gefangenen eine Reihe von Vortragsveranstaltungen und unterhielten eine eigene Druckerei, in der Zeitungen und auch Bücher hergestellt wurden.

Das Kriegsende in Europa im November 1918 führte nur mit großer Verzögerung zur ersehnten Freiheit. Erst im Dezember 1919 und im Januar 1920 fand der Heimtransport der deutschen Soldaten auf japanischen Schiffen statt. Doch nicht alle kehrten in die Heimat zurück: Einige blieben in Japan, andere kehrten nach Tsingtau zurück, wieder andere zogen nach Niederländisch-Indien (das heutige Indonesien).

Wie die beiden zitierten Quellen beispielhaft zeigen, besitzt die Bayerische Staatsbibliothek in der Sammlung Neukamp (Ana 517) eine herausragende Dokumentation nicht nur zur Geschichte der Kolonie seit 1897 im Allgemeinen, sondern zum Fall von Tsingtau und der folgenden Kriegsgefangenschaft der deutschen Bevölkerung in japanischen Lagern im Besonderen. Dazu war aus gegebenem Anlass, dem Ende der deutschen Kolonie Tsingtau vor 100 Jahren, vom 9. Mai bis 25. Juni 2014 im Eingangsbereich zum Ostlesesaal der Bayerischen Staatsbibliothek eine kleine Präsentation zu sehen.

Der Sammler Hermann Neukamp (1927 bis 1987), in Harbin (Ha'erbin) geboren, lebte von 1932 bis 1943 und von 1945 bis

1949 in Tsingtau, ab 1950 arbeitete er als Kaufmann in Deutschland. Die letzten zehn Jahre seines Lebens widmete er sich intensiv der Sammlung von Dokumenten und Quellen zur Geschichte von Tsingtau und Kiautschou. Grundlage bildete die Sammlung der Familie, die Neukamp in den folgenden Jahren ausbaute, indem er zunächst alte Schulkameraden anscrieb und ab 1977 ein Tsingtau-Informationsblatt „Das deutsche Eck“ herausgab, das er an etwa 700 ehemalige Chinadeutsche verschickte. Von diesen konnte er zahlreiche Dokumente wie Photoalben, ungedruckte Erinnerungen, Zeitungsartikel, Karten, entweder im Original oder in Kopie erwerben und somit seine Sammlung bedeutend erweitern. Nach seinem Tod gelangte die Sammlung – zusätzlich versehen mit einer großen Spezialbibliothek zur Geschichte der Kolonie – in den Besitz der Bayerischen Staatsbibliothek. Ein Verzeichnis der Sammlung, die umfangreiche Bibliothek sowie eine Vielzahl an Digitalisaten sind im Online-Katalog der Bayerischen Staatsbibliothek nachgewiesen.

ZUR UMSCHLAGABBILDUNG

Das Umschlagmotiv zeigt (etwas verfremdet) eine Abbildung aus Hartmann Schedels persönlichem Exemplar der lateinischen Weltchronik (*Liber chronicarum*, Nürnberg, 12. Juli 1493, Druck auf Papier, 326 Blatt). Zu sehen ist die Erde als Zentrum der Schöpfung, umgeben von den Umlaufbahnen der Planeten, darüber der Schöpfergott mit den himmlischen Chören und Heiligen. Die vier pausbäckigen Knaben stellen die vier Winde aus den vier Himmelsrichtungen dar.



„PORTRAIT DES FREIHERRN ALEXANDER VON HUMBOLDT, LEBENSGROSS GANZER FIGUR 9 FUSS HOCH 6¹/₂ FUSS BREIT“

Dr. Gabriele Kaiser
ist wissenschaftliche Mitarbeiterin
in der Handschriftenabteilung
der Staatsbibliothek zu Berlin und
zuständig für die Kunstsammlung
der Staatsbibliothek zu Berlin

... mit diesen Worten meldet der Berliner Historienmaler Julius Schrader am 28. Januar 1859 ein Gemälde beim preußischen Ministerium für geistliche, Unterrichts- und Medicinal- Angelegenheiten an. Es ging ihm darum, sich für ein Porträt Alexander von Humboldts einen Kopierschutz zu sichern. Der „König der Wissenschaften“, der letzte große Universalgelehrte, starb noch im Mai des Jahres 1859.



In diesen Monaten rückt der Ankauf von Humboldts Amerikanischen Reisetagebüchern die Aufmerksamkeit zunehmend auch auf Schraders Porträt im neuen Rara- und Musik-Lesesaal im Haus Unter den Linden. Der Blick wird beim Betreten des Raumes unmittelbar auf das große und prächtige Gemälde gezogen, das in der Mitte der gegenüberliegenden Wand des Lesesaals hängt. Es ist das größte und repräsentativste, vielleicht auch schönste Altersporträt Humboldts und trotzdem bislang kaum bekannt.

An dieser Wand des früheren alten Lesesaals der Universitätsbibliothek hängt das Gemälde an exponierter Stelle zwischen den restaurierten Säulen. So gut wie an diesem Platz konnte das Geschenk des preußischen Königs Friedrich Wilhelm IV. an die Bibliothek noch nie präsentiert werden. Das Bild misst mit seinem goldenen

Rahmen 325 cm x 248 cm. Es zeigt die ganze Person Humboldts in Lebensgröße in seinem Arbeitszimmer.

Im Gebäude der Königlichen Bibliothek, der „Kommode“ am Opernplatz wurde es im Konferenzzimmer aufgehängt. Nach dem Umzug in das neue Gebäude Unter den Linden hing das Bild im Besprechungszimmer im zweiten Obergeschoß gemeinsam mit den Porträts der früheren Generaldirektoren.

Während des Zweiten Weltkrieges konnte es aufgrund seiner Größe nicht verlagert werden und blieb hängen; die Leinwand des Bildes erlitt durch Bombensplitter unzählige kleine Risse und Löcher und auch der goldene stuckverzierte Holzrahmen wurde schwer beschädigt. Nach dem Krieg wurde das Gemälde provisorisch

Seite 31:

Das Bild von Julius Schrader im neuen Rara- und Musik-Lesesaal der Staatsbibliothek zu Berlin

oben:

Porträtfoto Julius Schrader





Das Bild in der Königlichen Bibliothek am Opernplatz (Kommode)

ausgebessert, so dass es ab Januar 1949 den neu eröffneten Hauptlesesaal für Nachschlagewerke zieren konnte. Der Name des Lesesaals änderte sich noch mehrmals, im späteren Lesesaal für Naturwissenschaften und Technik arbeiteten jedenfalls unzählige Leserinnen und Leser unter Humboldts Beobachtung. Bis zur sanierungsbedingten Schließung dieses Saals 2010 studierte man unter dem Blick des weisen Humboldts – Benutzer berichteten, dass sie es durchaus inspirierend

Das Bild im Lesesaal für Naturwissenschaften und Technik



fanden, Stunde um Stunde unter seiner Ägide zu arbeiten.

Eine gründliche Restaurierung im Jahr 2011 ließ zunächst das eigentliche Bild wieder erstrahlen – und der Neubau des Lesesaals für Rara und Musik vermag mit seiner Höhe und Weite dem Gemälde Schraders und der geistigen Größe Humboldts endlich den nötigen Raum zu geben.

Der Historien- und Porträtmaler Schrader, geboren 1816 in Berlin und 1900 in Großlichterfelde gestorben, war auch am Neuen Museum auf der Museumsinsel beteiligt, wo er das Wandgemälde „Einweihung der Hagia Sophia durch Justinian“ für den Südkuppelsaal schuf, das aber im Zweiten Weltkrieg zerstört wurde.

Mit Humboldt war er bekannt, man kann fast sagen: befreundet. Mehrmals hatte sich Humboldt auch für ihn beim König eingesetzt. Von 1856 bis 1892 war er Professor der Akademie der Künste und arbeitete in einem Atelier, das er Humboldts Vermittlung verdankte. Am 12. Juni 1858 teilte Humboldt ihm mit, „dass er nun auch mit dem ‚Rothen Adler Orden vierter Klasse‘ (bei der man jetzt statutengemäß anfangen muss)“, ausgezeichnet werde. Sein „großes und schönes Talent“ solle damit gewürdigt werden.

Julius Schrader malte 1859 nicht weniger als drei Porträts von Alexander von Humboldt:

1. Eine Porträtstudie als Kopfbildnis (Vorlage für unser lebensgroßes Bild)
2. Unser Porträt, stehend am Schreibtisch
3. Ein letztes Porträt im Sitzen, dessen Hintergrund mit den südamerikanischen Bergen Chimborazo und Coto-

paxi Humboldt selbst ausgewählt hatte. Diese Auftragsarbeit befindet sich aufgrund von Erbschaftsentscheidungen seit 1889 im New Yorker Metropolitan Museum of Modern Art

Das lebensgroße Porträt Humboldts verursachte leider noch im Entstehungsjahr einige Schwierigkeiten. Wie erwähnt schreibt Schrader am 28. Januar 1859 an das Ministerium:

„Zur Sicherung des nach dem Gesetz vom 11^{ten} Juni 1837 mir ausschließlich zustehenden Rechtes auf die Vervielfältigung des sich noch in meinem Eigenthum befindenden, von mir in Oel gemalten Bildes darstellend, „portrait des Freiherrn Alexander von Humboldt, lebensgroß ganzer Figur 9 Fuß hoch 6^{1/2} Fuß breit“, von welchem eine Kopie an einen Anderen noch nicht abgelassen worden ist, zeige einem Hohen Ministerium der geistlichen Unterrichts und Medicinal-Angelegenheiten ich hierdurch gehorsamst an, das ich von dem mir zuständigen Vervielfältigungsrecht Gebrauch zu machen beabsichtige und daß ich daher eine Vervielfältigung dieses Werkes durch Andere, welche die besondere Erlaubniß dazu von mir nicht haben, nicht zulassen will.

Ein Königliches Hohes Ministerium bitte ich, diese Anmeldung gehörigen Ortes eintragen zu lassen, und mir davon, daß solches geschehen, Nachricht zukommen zu lassen.“

Schrader verfasst das Schreiben im Januar 1859, ein Datum das er – „Julius Schrader im Januar 1859“ – auch auf dem Bild angibt. Diese Signatur und Datierung ist auf dem Gemälde leider kaum zu erkennen. Auftraggeber des Bildes war der Potsdamer Unternehmer, Stadtrat und Zuckerfabrikant Julius Jacobs (1794–1879). Er

war mit Humboldt befreundet und leitete 1851 als Städtältester die Eröffnungssitzung der neu gewählten Stadtverordnetenversammlung, auf der sich Humboldt für die verliehene Ehrenbürgerwürde bedankte.

Schrader malt Humboldt stehend, mit Frack und zwei Orden. Am Halsband den Orden „Pour Le Mérite für Wissenschaften und Künste“, aber auch mit den Insignien des Schwarzen Adlerordens, als Ritter des Königlich Preußisch hohen Ordens vom Schwarzen Adler mit orangefarbener Schärpe und achtstrahligem silbernen Stern als Ordensspange. Dies war ab 1701 der höchste preußische Orden, der auch seinem Bruder Wilhelm verliehen wurde und den bis 1848 nur Personen aus dem Adel erhielten.

Die Kunstzeitschrift „Die Dioskuren“ rühmte das Bild 1859 in den höchsten Tönen:

„Als Portrait betrachtet nimmt es einen so hohen Rang ein, dass sich ihm aus den Zeiten Van Dycks und Tizians, aus der heutigen Zeit aber kaum ein anderes an die Seite stellen lassen dürfte. Es ist nicht nur die Glut der Farbe, die Frische und Leuchtkraft des Kolorits, der Schmelz und die harmonische Milde in der Betonung, was den großen und doch so ruhigen Eindruck dieses wahrhaft schönen Bildes hervorbringt. Während man auf der hohen und edlen Stirn Humboldts die Welt von Gedanken lesen zu können glaubt, welche sich hinter ihr verbergen, so klar und deutlich wölbt sich unter dem ehrwürdigen Schnee des Alters – blitzt aus dem freundlichen Auge und dem fast jugendlich schönen Munde – ein heiteres Lächeln, welches den Eindruck von scheuer Ehrfurcht vor der geisti-

Das letzte Porträt Humboldts vor dem Chimborazo
(Marbach a. N., Schiller-Nationalmuseum und Deutsches Literaturarchiv)

gen Majestät zu einer vertrauensvollen Sympathie sänftigt.“

Doch entstand um das Gemälde sogleich ein Zwist, denn – „Prof. Schrader hat soeben auf Bestellung eines Amerikaners das dritte Porträt gemalt, mit dem von Humboldt selbst ausgesuchten Hintergrund, dem Chimborazo“ – der Auftraggeber Jacobs sah das eingetragene Kopierverbot nicht eingehalten. Es sei ein allzu ähnliches Porträt. Nach gutachterlicher Stellungnahme und einem Prozess wurde zwar festgestellt, dass die Kompositionen durchaus verschieden seien, doch Jacobs gab das Gemälde zurück und erhielt seine 3000 Thaler retour. Jedoch wusste der preußische König um die Mißhelligkeiten, die das Bild verursacht hatte. Er zahlte, wohl aus der Privatschatulle, die nötigen



3000 Thaler und schenkte das Bild der Königlichen Bibliothek im Jahr 1860. Hier hängt es heute und kündet von der Größe Alexander von Humboldts.

500 JAHRE ARABISCHER BUCHDRUCK

Dr. Helga Rebhan
ist Leiterin der Orient- und
Asienabteilung der Bayerischen
Staatsbibliothek

Es mutet wie eine Ironie der Geschichte an, dass der Buchdruck mit arabischen Lettern nicht im Orient, sondern im 16. Jahrhundert in Europa entstanden ist. Im Nahen Osten wurden säkulare Werke in arabischer Schrift erst ab 1729 und religiös-islamische Werke nicht vor dem 19. Jahrhundert gedruckt. Dort dauerte die Handschriftenkultur bis ins späte 19. Jahrhundert an, wohingegen sie in Europa innerhalb von 50 Jahren vom Buchdruck abgelöst wurde. Waren die Beweggründe für den frühen arabischen Buchdruck in Europa missionarischer, wissenschaftlicher und wirtschaftlicher Art, so führt die Forschung

als mögliche Ursachen für das starke Hinauszögern des arabischen Buchdrucks im islamischen Orient das Veto muslimischer Gelehrter und Proteste der Kopisten an. Religiösen Minderheiten hingegen war es im islamisch geprägten Osmanischen Reich erlaubt, Druckerpressen einzurichten: Der hebräische Buchdruck setzte in Konstantinopel 1493 ein, der armenische 1567 und christlich-arabische Texte wurden im Nahen Osten seit 1610 gedruckt.

In der Bayerischen Staatsbibliothek ist eine signifikante Anzahl von Erstdrucken, Frühdrucken, Rariora und Unikaten nachgewie-

sen, die die schrittweise Ausbreitung des Buchdrucks in orientalischen Sprachen widerspiegeln. Qualität und Quantität dieser Bestände wurden erst nach der Konversion der früheren Kartenkataloge und der Digitalisierung älterer Drucke in vollem Umfang erkennbar.

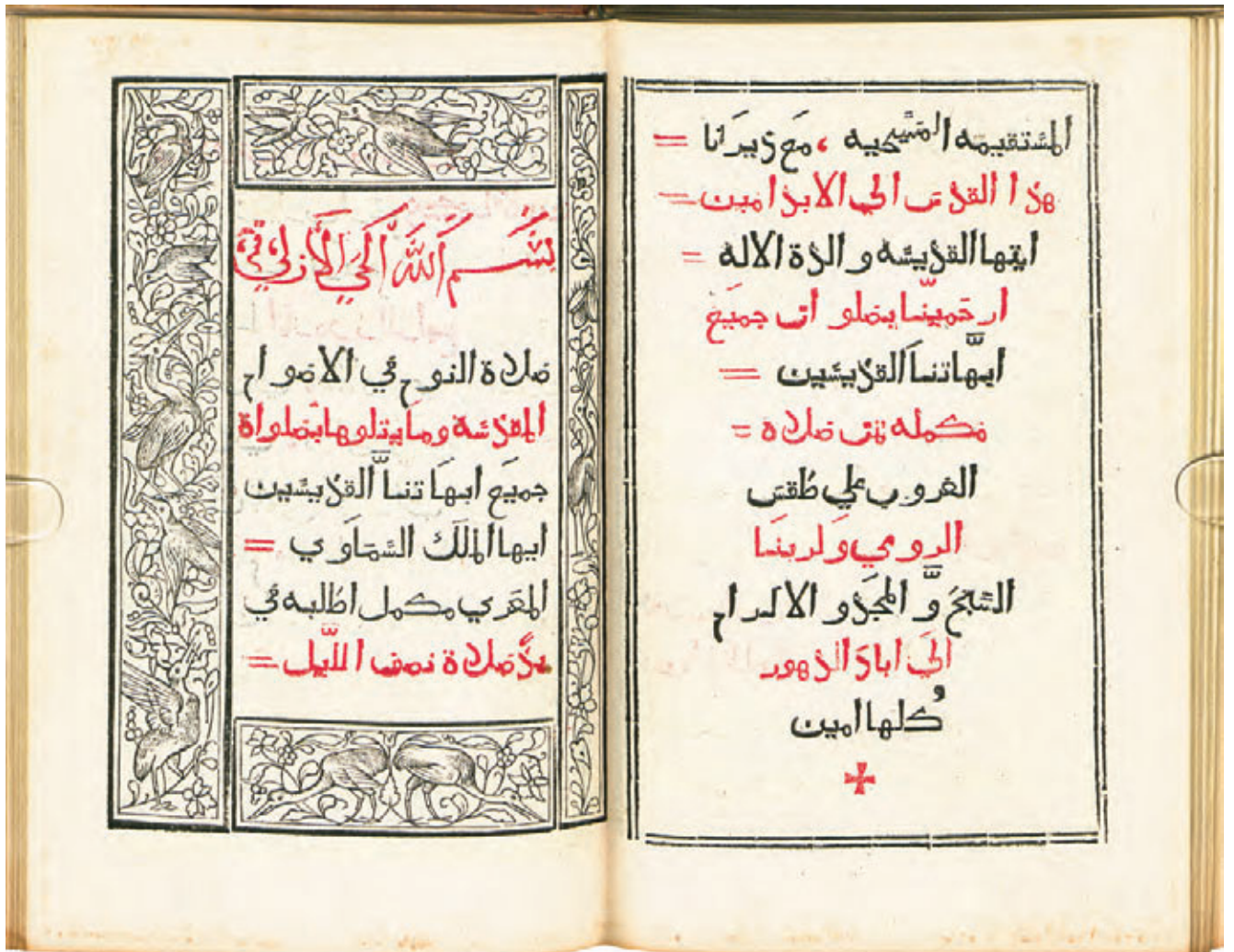
Als ein Vorläufer der arabischen Typographie gilt die Inkunabel *Peregrinatio in terram sanctam* des Bernhard von Breydenbach von 1486 mit den berühmten Holzschnitten Erhard Reuwichs. Eine Darstellung mit „Sarazenen“ zeigt ein arabisches Alphabet, dessen in Holz geschnittene Buchstaben ungenau wirken.

Die Anfänge des arabischen Buchdrucks liegen 500 Jahre zurück, als 1514 zum ersten Mal ein zusammenhängender Text mit beweglichen Typen gedruckt wurde. Auf Geheiß von Papst Julius II. produzierte der venezianische Drucker Gregorio de Gregorio das *Kitāb ṣalāt as-sawāʿī*, ein melkitisches Stundenbuch oder Horologion. Zielgruppe können nur die Christen im Nahen Osten gewesen sein, denn im damaligen Europa beherrschte kaum jemand die arabische Sprache. Obwohl Fano als Entstehungsort genannt wird, geht die heutige Buchwissenschaft davon aus, dass das Werk in Venedig, wo sich Gregorios Druckerei befand, hergestellt wurde. Die Anlage des Druckes erinnert an die einer Handschrift. Die unbeholfen wirkenden Drucktypen stellen im Vergleich zu den früheren aus Holz geschnittenen Typen einen erheblichen Fortschritt dar. Das Münchener Exemplar des sehr seltenen Druckes stammt aus der Bibliothek des Orientalisten und Diplomaten Johann Albrecht Widmanstetter (1506–1557).



Während die arabischen Lettern später publizierter Werke in typographischer Hinsicht noch nicht ausgereift waren, stellen am Ende des 16. Jahrhunderts die von der *Typographia Medicea* in Rom verwendeten arabischen Typen eine grundlegende Weiterentwicklung im Hinblick auf Lesbarkeit und Ästhetik dar. Sie ist dem großen französischen Typographen Robert Granjon (ca. 1513–1590) zu verdanken, der lange in Rom lebte und das Design arabischer Typen in späterer Zeit entscheidend beeinflusste. Das berühmteste Drucker-

Bernhard von Breydenbach: *Peregrinatio in terram sanctam*: Sarazenen. Mainz, Reuwich 1486
(2 Inc.c.a. 1735)

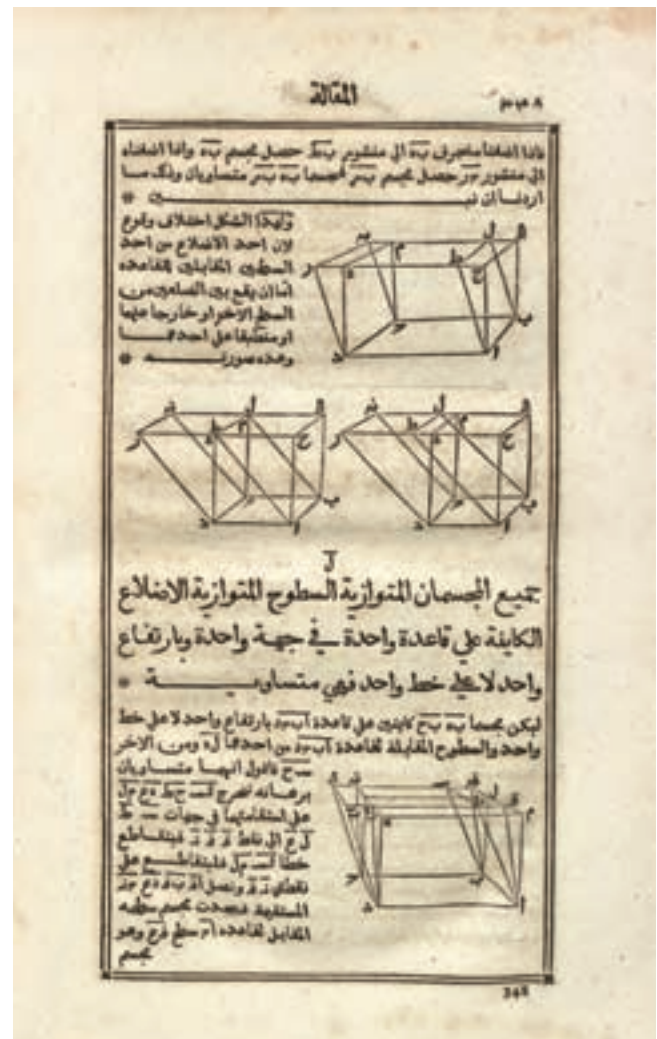


Arabisches Horologion. Fano, de Gregorii
1514
(Rar. 1348)

zeugnis der Medicea sind *Die vier Evangelien* von 1590/91 in einer rein arabischen Ausgabe und einer Version mit einer lateinischen Interlinearübersetzung. Besondere Beachtung in diesem Werk verdienen nicht nur die 149 Holzschnittillustrationen von Antonio Tempesta (1555–1630), sondern auch Granjons 13-mm-Schrift. Während christliche Werke von der Kurie für die Orientmission bestimmt waren, wurden arabische wissenschaftliche Werke wie beispielsweise die 1594 gedruckte arabische Version der *Elemente* des Euklid für den möglichst profitablen Verkauf hergestellt.

In der Folgezeit sind im Europa des 17. und 18. Jahrhunderts etwa 200 Bücher unter Verwendung von arabischen Typen gedruckt worden. Dabei dienten die Granjon-Typen europäischen Druckern als Modellvorlage. Sie beeinflussten die arabischen Typen, die in wissenschaftlichen Publikationen in Nord- und Nordwesteuropa eingesetzt wurden wie z. B. für die mehrfach aufgelegte Grammatik des berühmten Leidener Orientalisten Thomas Erpenius (1584–1624).

Als typographische Meisterleistung erwies sich gleichzeitig der nach kalligraphischen



Vorbildern gestaltete Schriftsatz des François Savary de Brèves (1560–1627). Diese berühmte Schrift beeinflusste die arabischen Typensätze der Druckerei der Sacra Congregatio de Propaganda Fide und diejenigen, die im 18. Jahrhundert in verschiedenen Klosterdruckereien in Syrien und Libanon zum Einsatz kamen. Bis zum 19. Jahrhundert fand der Schriftsatz de Brèves' in Frankreich Verwendung.

Zu den erstaunlichen Begebenheiten in der Buchgeschichte gehört, dass der Koran, das heilige Buch der Muslime, in seiner arabischen Sprachform zum ersten Mal von

Christen gedruckt wurde und zwar lange bevor islamisch-religiöse Bücher im Orient gedruckt wurden. 1537/38 besorgten Paganino und Alessandro Paganini (1509 bis 1538) in Venedig den ersten originalsprachigen Korandruck. Dieser Koran, von dem nur ein einziges Exemplar im Kloster San Francesco della Vigna in Venedig belegt ist, war vermutlich für den Export ins Osmanische Reich bestimmt. Anscheinend wurde die gesamte Auflage – wohl wegen ihrer Fehlerhaftigkeit – vernichtet.

Es folgten einige Versuche, Teile bzw. einzelne Suren des Korans zu drucken. Fast

links:

Die vier Evangelien: Mariä-Heimsuchung. Rom, Typographia Medicea 1590/91 (Res/B orient. 50)

rechts:

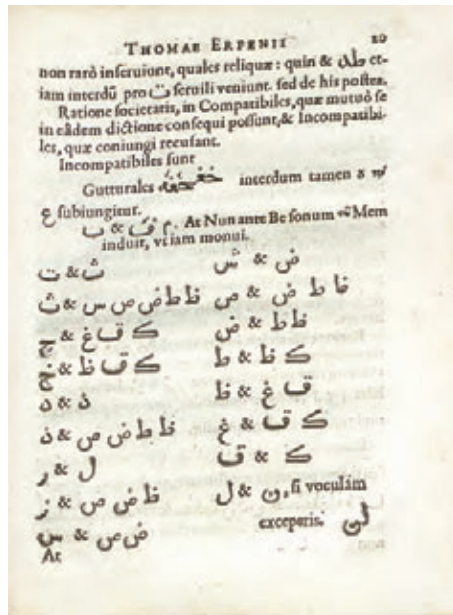
Elemente des Euklid. Rom, Typographia Medicea 1594 (Res/2 A.gr.b. 54)

links:

Thomas Erpenius: Arabische Grammatik.
Leiden, Raphelengius 1613
(Res/4 L.as. 37)

rechts:

Filippo Guadagnoli: Pro christiana
religione responsio ... Rom, Sacra
Congregatio de Propaganda Fide 1637
(4 A.or. 796)



zeitgleich erschienen gegen Ende des 17. Jahrhunderts zwei vollständige Ausgaben: 1694 in Hamburg diejenige von Abraham Hinckelmann (1652–1695) und 1698 in Padua diejenige von Ludovico Marracci (1612–1700). Der erste für Muslime be-

stimmte Korandruck erschien auf Geheiß von Katharina II. 1790 in St. Petersburg. Gedacht war er für die Untertanen der neu eroberten osmanischen Gebiete, die nach dem russisch-türkischen Krieg 1768 bis 1774 an Russland fielen.



St. Petersburger Koran. 1790
(ESlg/2 A.or. 39)

Rund 275 Jahre nach Gutenberg entstand im islamischen Orient die erste Druckerpresse mit arabischen Lettern. Gegen den Widerstand muslimischer Gelehrter hatte Sultan Ahmed III. 1727 dem Renegaten Ibrahim Müteferrika (1674–1745) die Erlaubnis erteilt, in Konstantinopel, der Hauptstadt des Osmanischen Reiches, ausschließlich säkulare Werke zu drucken. Die Druckerei blieb bis 1742 in Betrieb und gab 17 Werke heraus, die alle in der Bayerischen Staatsbibliothek vorhanden sind.

Doch bedeutete erst der Beginn des 19. Jahrhunderts eine radikale Zäsur in der Geschichte des arabischen Buchdrucks im Orient. Im Zeitraffertempo schritt die Erneuerung der arabischen Schriftkultur durch die Verbreitung von gedruckten Werken voran. Zeitgleich setzte sich vor allem in Iran die Lithographie als eine beliebte Methode der Vervielfältigung durch,



Rifā'a aṭ-Ṭaḥṭāwī: Bericht über seinen Aufenthalt in Paris. Bulaq 1834 (4 A.or. 1409)

weil die Druckvorlage wie eine Handschrift kalligraphiert werden konnte.

In Ägypten beginnt der Buchdruck mit dem Feldzug Napoleons (1798–1801). Erst 1819/20 wurde auf Verfügung des ägyptischen Vizekönigs Mehmet Ali, der im Buchdruck ein entscheidendes Modernisierungsinstrument sah, in dem Kairoer Vorort Bulaq die erste islamische Druckerei in der arabischen Welt eingerichtet. Ein bedeutender Druck von 1834 ist Rifā'a aṭ-Ṭaḥṭāwīs Bericht über seinen Aufenthalt in Paris.

Die Verbreitung von arabischen Drucken zu Missionierungszwecken im Orient wurde nicht nur seit dem 16. Jahrhundert von der katholischen Kirche gefördert, sondern auch von holländischen und englischen Protestanten im 17. und 18. Jahrhundert vorangetrieben. Die englische Christian Missionary Society richtete 1815

Der erste illustrierte Druck der islamischen Welt: Geschichte Westindiens. Konstantinopel: Müteferrika 1730 (Res/4 A.or. 3548)





links:

Aḥmad Fāris aš-Šidyāq: *Geographie-*
buch: London und Paris. Malta 1836
(A.or. 1256)

rechts:

Nāṣif al-Yāziḡi: *Arabische Grammatik.*
Beirut 1836
(A.or. 1574)

eine „Mittelmeermission“ mit Malta als Hauptsitz ein. Dort druckte sie ab 1825 arabische Werke, deren thematisches Repertoire nicht auf religiöse Literatur beschränkt blieb, sondern auch Lehrbücher wie Aḥmad Fāris aš-Šidyāqs Geographiebuch von 1836 einbezog.

Die Einrichtung der ebenfalls missionarisch ausgerichteten Amerikanischen Druckerei in Beirut 1836 ist der Ausgangspunkt für 16 Beirut Verlage am Ende des 19. Jahrhunderts und die heutige Infrastruktur des libanesischen Verlagswesens. Die Grammatik Nāṣif al-Yāziḡis von 1836 ist der erste säkulare Druck im Libanon.



In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts entstanden in Istanbul und in den städtischen Zentren der arabischen Welt Druckereien, die dokumentieren, dass letztendlich der Fortschritt im Nahen Osten und in Nordafrika in Gestalt einer modernen und effektiven Praxis, Texte zu verbreiten, zu standardisieren und zu konservieren, obsiegt.

Ende 2014 wird in der Reihe kOSTproben in der Bayerischen Staatsbibliothek eine kleine Präsentation zum Thema „500 Jahre arabischer Buchdruck“ gezeigt.

AUF DER SPUR DER SELTSAMEN TYPEN

Das digitale Typenrepertorium der Wiegendrucke

An der Staatsbibliothek zu Berlin ist seit nunmehr 110 Jahren die Arbeitsstelle des Gesamtkatalogs der Wiegendrucke (GW) tätig. Das Ziel des GW ist es, alle Drucke des 15. Jahrhunderts, etwa 30.000 Ausgaben, bibliographisch zu beschreiben. Anders als bei modernen Druckwerken bedeutet „bibliographische Beschreibung“ für Inkunabeln nicht allein, Autor, Titel und Impressum zu verzeichnen, sondern auch detaillierte Angaben zu Format, Umfang, Lagenzusammensetzung und Inhalt sowie Transkriptionen von Titel, Textanfang, Textende und weiteren wichtigen Textstellen anzubieten. Besonderes Augenmerk kommt dabei der Bestimmung der verwendeten Drucktypen zu.

Ein zentrales Problem der Inkunabelbibliographie liegt darin, dass viele Ausgaben des 15. Jahrhunderts nicht über ein Impressum im modernen Sinne verfügen, in dem Angaben zu Druckort, Drucker (sowie eventuell Verleger) und Druckdatum gemacht werden. In rund der Hälfte aller Inkunabeln findet man sie entweder überhaupt nicht oder nur unvollständig. Um dennoch die Herkunft solcher „unfirmierten“ bzw. „teilfirmierten“ Inkunabeln bestimmen zu können, sind die Bibliographen auf eine kriminalistisch anmutende Spurensuche angewiesen: die Typenbestimmung.

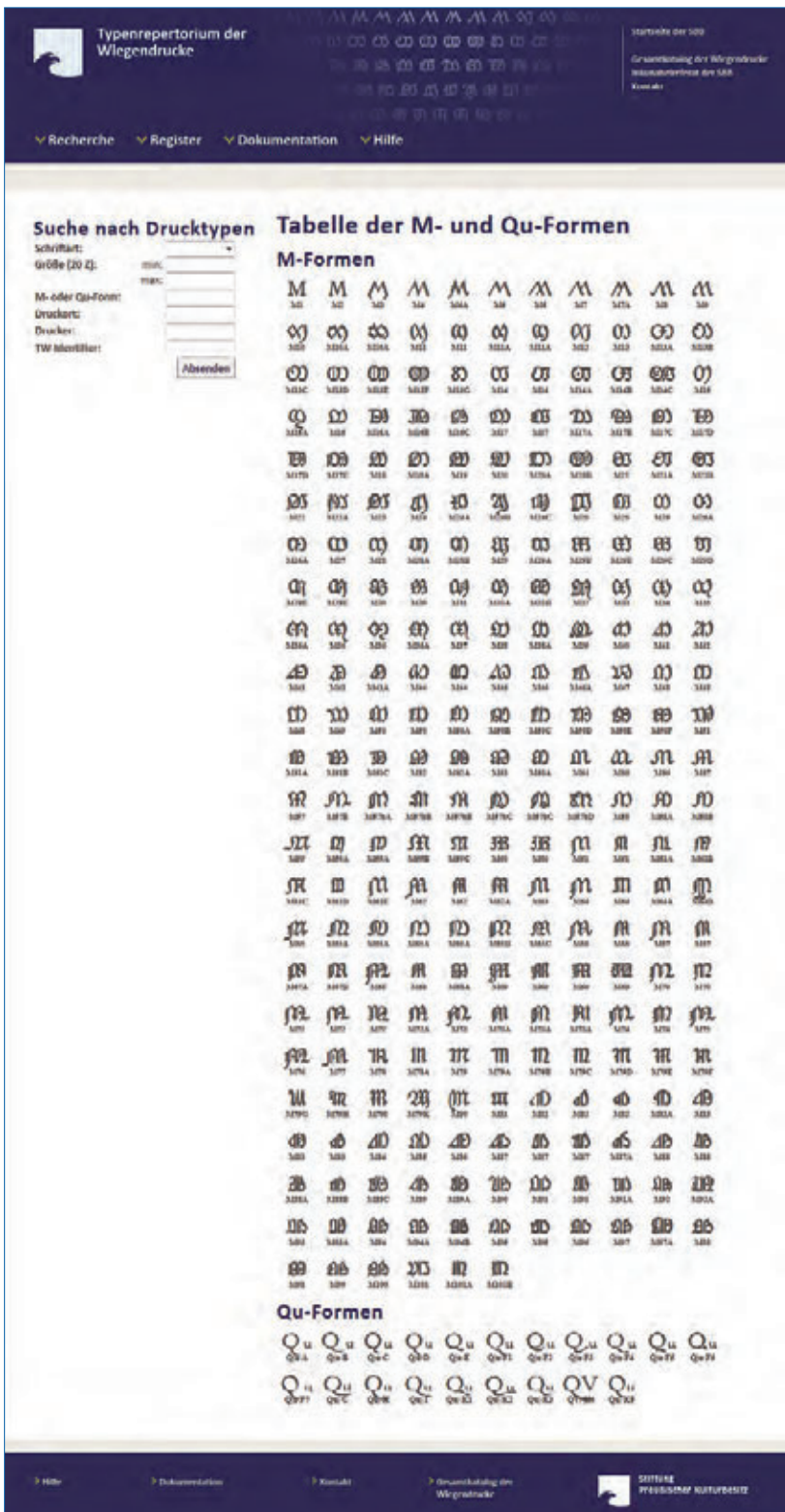
Ausgangspunkt der Typenbestimmung ist die Tatsache, dass im 15. und frühen

16. Jahrhundert das typographische Material jeder Offizin mehr oder weniger deutliche Unterschiede aufweist. Die Drucker stellten zu dieser Zeit ihre Schriften in der Regel noch selbst her, und auch wenn sie dabei den aktuellen stilistischen Trends folgten, haben die Druckschriften einer Werkstatt – ob gewollt oder ungewollt – stets individuelle Merkmale. Sofern diese Merkmale sicher identifiziert werden können und dieselben Typen in namentlich gekennzeichneten Drucken einer Offizin verwendet werden, können auch unfirmierte Ausgaben dieser Druckerei identifiziert werden.

Bereits im 18. Jahrhundert gab es vereinzelte Versuche, die Klassifizierung von Druckschriften als wissenschaftliches Hilfsmittel zur Erforschung der Geschichte des Buchdrucks einzusetzen, doch erst an der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert kam es zu einer methodischen Durchformung der Typenanalyse, die eng mit den Namen Robert Proctor und Konrad Haebler verbunden ist. Proctor, Bibliothekar am British Museum, und der in Dresden und Berlin tätige Haebler versuchten, alle ihnen bekannten Typen der Inkunabelzeit nach ihrer Größe und ihren stilistischen Merkmalen zu klassifizieren. Für die Bestimmung der Größe gaben beide – um auch kleinere Abweichungen zu ermitteln – die Höhe von 20 Druckzeilen an. Während Proctor die stilistischen Merkmale der

Dr. Falk Eisermann
ist Leiter des Referats Inkunabeln/
Gesamtkatalog der Wiegendrucke

Dr. Oliver Duntze
ist wissenschaftlicher Mitarbeiter
des Referats Inkunabeln/Gesamtkatalog
der Wiegendrucke an der
Staatsbibliothek zu Berlin und
Betreuer des Typenrepertoriums



Haeblers M- und Qu-Formen. Screenshot nach <http://tw.staatsbibliothek-berlin.de/html/type.xql>

Drucktypen normalsprachlich beschrieb und dabei auf Ähnlichkeiten bzw. Unterscheidungsmerkmale zu anderen Schriftarten hinwies, versuchte Haebler, eine strengere und eindeutige Systematik zu entwickeln. Er kam auf die Idee, die Druckschriften anhand eines Leitbuchstabens zu ordnen, wobei er für die gebrochenen gotischen Typen die in vielen Varianten vorkommende Majuskel M wählte, für die Antiqua (auch „romanische Typen“) die Kombination Q/u. Haeblers Übersicht über die in den Druckschriften des 15. Jahrhunderts verwendeten M-Formen umfasst mehr als 100 verschiedene Belege, bei Q/u konnte er immerhin 20 Formen ermitteln. Tatsächlich reicht für viele Inkunabelschriften die Angabe von Kegelhöhe und M-Form aus, um sie eindeutig zu identifizieren; in anderen Fällen ist es zumindest möglich, die für einen Druck in Frage kommenden Werkstätten auf wenige Kandidaten einzuzengen.

Auf dieser methodischen Basis stellte Haebler in seinem fünfbandigen „Typenrepertorium der Wiegendrucke“ (1905–1914) das in jeder ihm bekannten Werkstatt verwendete Typenmaterial übersichtlich zusammen, zunächst geographisch nach Druckorten, dann als tabellarische Übersicht, in der die Typen nach M-Form bzw. Q/u-Kombination und Kegelhöhe angeordnet wurden. Die für eine Druckerei ermittelten Typen nummerierte er in chronologischer Reihenfolge durch. Die Angabe dieser Haebler-Nummerierung, des 20-Zeilen-Maßes und die Kürzel G bzw. R (für „gotische“ oder „romanische“ Type) hat sich in der Inkunabelbibliographie und -forschung als Standard eingebürgert, wenn Typen eindeutig benannt werden sollen. Ist beispielsweise die Rede von Type

„2:118G“ des Augsburger Erstdruckers Günther Zainer, so bezieht sich dies auf die zweite Type, die Zainer in seiner Werkstatt benutzte. Sie weist eine Größe von 118 mm auf 20 Zeilen und einen gotischen Schriftschnitt auf. Dementsprechend gilt, dass seine Type „3:107R“ erst in späteren Drucken eingesetzt wurde und dass es sich bei ihr um eine etwas kleinere Antiquatype mit 107 mm auf 20 Zeilen handelt.

Für die Beschäftigung mit Inkunabeln war und ist Haeblers Typenrepertorium das wichtigste Hilfsmittel. Generationen von Inkunabelforscherinnen und -forschern haben sich – ausgestattet mit Lineal, der Tafel der M-Formen und dem Typenrepertorium – daran gemacht, die Herkunft unfirmierter Inkunabeln zu ermitteln. Insbesondere durch die Arbeit an GW fielen selbstverständlich immer wieder Korrekturen und Ergänzungen zu Haeblers Opus magnum an, die von den Mitarbeitern der GW-Redaktion jahrzehntelang handschriftlich in ein durchschossenes Arbeits-exemplar des Typenrepertoriums eingetragen wurden.

Bereits seit längerer Zeit gab es im Inkunabelreferat Bestrebungen, das Typenrepertorium und die im Laufe der Jahre gesammelten Ergänzungen einfacher zugänglich zu machen; federführend hierbei waren Wolfram Kardorf, der damalige Typenbestimmer des GW, und Dr. Werner Klarkowski (IDM). Bereits Ende der 1990er Jahre wurden die Grunddaten des Typenrepertoriums in eine Datenbank eingearbeitet, die zunächst nur in der GW-Redaktion benutzbar war. Im vergangenen Jahr wurden die Daten in ein neues Datenbanksystem überführt, mit dem es nun-



mehr möglich wurde, das digitale Typenrepertorium als neues Webangebot der SBB-PK anzubieten. Die Freischaltung der Datenbank erfolgte im November 2013.

Das digitale Typenrepertorium der Wiegendrucke (TW) enthält Daten zu knapp 2000 Inkunabeldruckern. Insgesamt sind gut 6000 verschiedene Typen erfasst, ferner ca. 4000 Initialen und 700 Druckermarken. Damit bildet das TW die typographische Landschaft des 15. Jahrhunderts

Type 2:118G von Günther Zainer,
aus: *Der Heiligen Leben*, deutsch.
Augsburg: Günther Zainer, 1471–72
(GW M11402), Bl. 2a.
Abb. des Exemplars BSB München,
Rar. 733-2

Seite 44/45:
Das gedruckte Typenrepertorium,
Arbeitsexemplar der GW-Redaktion

4. Damianus de Gorgonzola.

1500.

Von Venedig (Nr. 130).

Typen:

7. **Q** 10 ll. — ca. 90.926 8. **AD** 91.

Keine Initialen.

Rubriken: a) **C**, breit, Spitzen lang, die untere aufgestülpt, zu Type 8.

Das Signet (Krist. 141/2) gehört dem Verleger Franciscus de Cartulariis zu.

5. H. M.*)

1480.

Typen: 1. **N** 89.Woolley 325^D.

Keine Initialen.

Rubriken: a) **C**, groß und dick, Spitzen mittel, zu Type 1.Pescia, ^{x)}

1. Franciscus de Cennis

Z. T. mit Laurentius de Cennis.

1485—1486. *vorher in Florenz*Typen: 1. **Qu** 111/2.

Type Facs. Soc. 1902 mm. 8274959

2. **Qu** 104/5.

" " " 1908 cc.

Keine Initialen und Rubriken.

2. Drucker des Accoltis.

1486.

Typen: 1. **N** 89/90.2. Ähnlich **Q** 10 ll. — ca. 80.

Keine Initialen und Rubriken.

*) Ist Fortsetzung von Nr. 1.

x) *Hiavelli, Carlo: Saggio di una bibl. Pesciatina. Pescia 1900. 80*



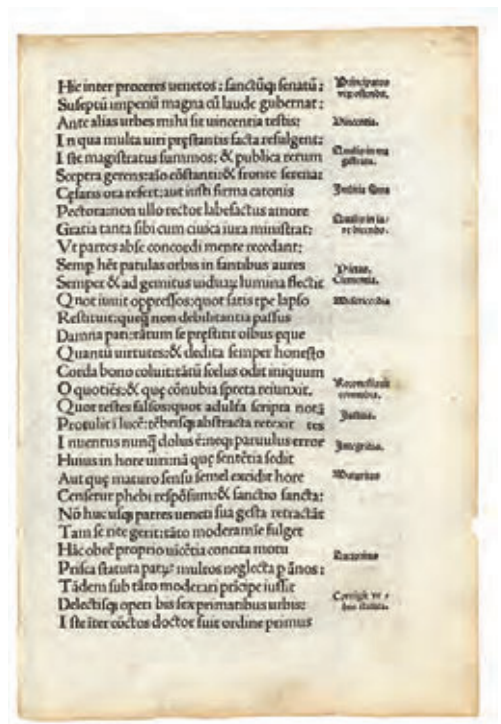
Druckerregister des TW. Screenshot nach <http://tw.staatsbibliothek-berlin.de/queries/alloffices.xql>

so vollständig ab wie derzeit möglich. Als Abbildungsmaterial wurden die zwischen 1907 und 1939 publizierten „Veröffentlichungen der Gesellschaft für Typenkunde“ – etwa 2500 großformatige Tafeln mit Reproduktionen von Drucktypen des 15. Jahrhunderts – eingescannt und mit den Datensätzen verbunden. Für die Recherche nach Druckern oder Drucktypen bietet die Datenbank vielfältige Möglichkeiten, z. B. die Suche nach allen Typen mit einer bestimmten M-Form und Größe oder nach Druckern, die eine oder mehrere Typen in ihrer Werkstatt vorrätig hatten.

Nach einer mehr als einhundertjährigen, an Haebler's Typenrepertorium anknüpfenden typenkundlichen Forschungstradition kommt es nur noch selten vor, dass neue, also bislang unbekannte und noch nicht beschriebene Drucktypen ermittelt

werden oder unbekannte Drucker in das Typenrepertorium aufzunehmen sind. Doch man ist nie sicher vor Überraschungen. So erwarb das Inkunabelreferat der Staatsbibliothek im vergangenen Jahr einen bislang gänzlich unbekanntes Wiegen- druck, die „Carmina diversorum poetarum“ des italienischen Humanisten Jacobus Leonicensus (GW M1777050). Wie sich schnell herausstellte, ist diese Ausgabe in einer Antiqua-Type ausgeführt, die nirgendwo sonst nachgewiesen ist. Auch die kleine Marginaltype taucht nur in ähnlicher, aber nicht exakt übereinstimmender Form in einigen venezianischen Offizinen auf. Dementsprechend musste eine neue Druckwerkstatt „erschaffen“ werden, die nun den Notnamen „Drucker von Leonicensus, Carmina“ trägt und möglicherweise in Venedig ansässig war. Um dieses unbekanntes Typenmaterial vollständig zugänglich zu machen, wurde das Unikat des Leonicensus digitalisiert und steht seit kurzem in den Digitalisierten Sammlungen

Jacobus Leonicensus: *Carmina diversorum poetarum*. [Venedig(?): Drucker von Leonicensus, *Carmina* (GW M1777050), nicht vor 1486], Bl. 4a. SBB-PK, 8° Inc 4638.20



täglich anfallen, werden sukzessive in das Typenrepertorium eingearbeitet.

Zum anderen werden die Datensätze laufend mit Verweisen auf digitales Belegmaterial versehen. Durch die großen Digitalisierungskampagnen in den letzten Jahren sind zahlreiche Inkunabeln als Scans im Internet verfügbar; die GW-Datenbank enthält bereits über 14.400 Nachweise zu Online-Digitalisaten von Inkunabeln. Für die typenkundliche Arbeit steht damit umfangreiches Material zur Verfügung, das im

TW mit den Datensätzen der Drucktypen verknüpft wird. Gerade durch diese Verknüpfungen ist die Datenbank nicht nur ein zentrales Hilfsmittel für Altbestands-Bibliothekare und -innen und die Fachwissenschaften, sondern auch ein Angebot für ein breiteres Publikum mit Interesse an historischen Formen der Typographie.

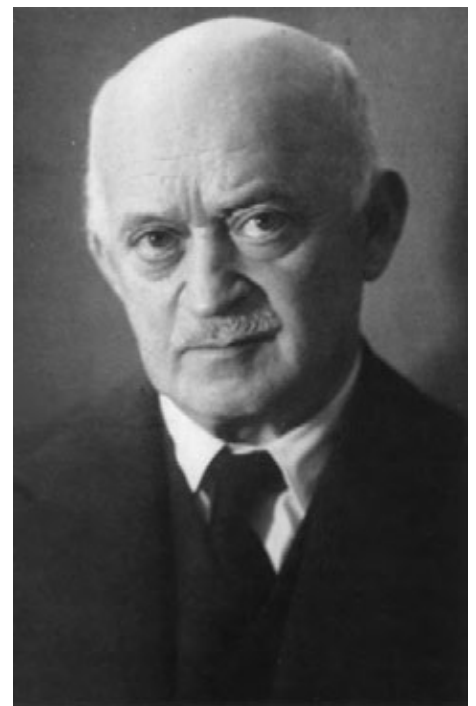
Das digitale Typenrepertorium der Wiegendrucke ist erreichbar unter der Webadresse <http://tw.staatsbibliothek-berlin.de>.

SALMAN SCHOCKEN UND DIE ADALBERT STIFTER-SAMMLUNG DER BAYERISCHEN STAATSBIBLIOTHEK

Dr. Sigrid von Moisy war von 1973 bis 2008 Leiterin des Nachlassreferats der Bayerischen Staatsbibliothek. Sie hat am 9. Oktober 2013 auf der Schocken-Tagung in Chemnitz den Vortrag „Die Adalbert Stifter-Manuskripte der Schocken-Bibliothek“ gehalten, dessen Veröffentlichung im geplanten Tagungsband vorgesehen ist.

Salman Schocken
(A.hebr. 1126 k)

Vom 7. bis 9. Oktober 2013 fand – veranstaltet vom Staatlichen Museum für Archäologie – in Chemnitz eine internationale Tagung mit dem Thema: „Salman Schocken. Archäologie eines deutsch-jüdischen Lebens und seines Kontextes“ statt. Schocken, der aus der Provinz Posen stammte, begründete 1907 zusammen mit seinem älteren Bruder Simon vom sächsischen Zwickau aus einen Warenhauskonzern, der 1931 30 Filialen umfasste und dessen Bauten zum Teil (Nürnberg, Stuttgart, Chemnitz) von Erich Mendelsohn, einem der bedeutendsten Architekten der Moderne in Deutschland, errichtet wurden. Der Umbau des Chemnitzer Warenhauses Schocken zum neuen Domizil für das Landesamt für Archäologie des Frei-





staates Sachsen und das (am 16. Mai 2014 eröffnete) Staatliche Museum für Archäologie bot den Anlass zur Ausrichtung der Tagung.

Von Jugend auf an Geschichte, Religion, Philosophie und Weltliteratur interessiert und im Lauf der Jahre zunehmend zu einem der führenden Vertreter des Kulturzionismus geworden, gründete der Autodidakt Schocken 1929 in Berlin ein Forschungsinstitut für Hebräische Dichtung und 1931 einen Verlag, der u. a. die in Konzept und äußerer Gestaltung an die Insel-Bücherei angelehnte „Bücherei des Schocken Verlags“ und eine Kafka-Gesamtausgabe herausbrachte. Nach seiner Emigration aus Hitler-Deutschland im Januar 1934 – zunächst nach Palästina, 1940 in die USA – erwarb Schocken 1935 die führende hebräische Tageszeitung „Ha'arets“ und gründete 1937 seinen zweiten, 1945 seinen dritten Verlag. Er förderte Martin Buber und den späteren Nobelpreisträger für Literatur Shemu'el Yosef Agnon; zu seinem engeren Kreis gehörten u. a. Ger-

shom Scholem, Else Lasker-Schüler und Hannah Arendt, die zeitweise Lektorin des New Yorker Schocken-Verlags war.

Salman Schocken war auch ein bedeutender Sammler von Büchern, Handschriften und Graphiken. Seine wertvolle Sammlung von Hebraica und Judaica liegt heute in der ebenfalls von Erich Mendelsohn erbauten Schocken Bibliothek in Jerusalem. Die von ihm zusammengetragenen reichen Handschriftenbestände zur deutschen Literatur und Philosophie (Goethe-Autographen, der Nachlass von Novalis, Adalbert Stifter-Manuskripte, Handexemplare und Teile der Bibliothek Schopenhauers mit eigenhändigen Einträgen) wurden zum Teil noch von ihm selbst gegen Hebraica und Judaica eingetauscht und zum anderen Teil nach seinem Tod versteigert. Die aus Schockens Besitz stammenden Manuskripte Stifters kamen bis auf eines nach München und bilden hier den Kernbestand der Adalbert Stifter-Sammlung der Bayerischen Staatsbibliothek.

Als am 27. November 1964, fünf Jahre nach Schockens Tod, im Hamburger Auktionshaus Dr. Ernst Hauswedell außer zwei Briefen insgesamt 14 vollständige Handschriften von Werken Adalbert Stifters zur Versteigerung kamen, wurde das von der Fachwelt wie von der Presse als Sensation empfunden. Standen doch bisher der Stifter-Forschung neben einer größeren Zahl von einzelnen, während des Arbeitsprozesses ausgeschiedenen Manuskriptblättern (den sog. „abgelegten Blättern“) nur wenige vollständige Handschriften von Erzählungen zur Verfügung. Die nun unter den Hammer kommenden Manuskripte umfassten dagegen etwa die Hälfte des gesamten erzählerischen Werkes von Stifter.

Adalbert Stifter im Jahr 1852. Stahlstich von Carl Mayer nach einer Zeichnung von C. von Binzer (Cgm 8073-1, S. 1)

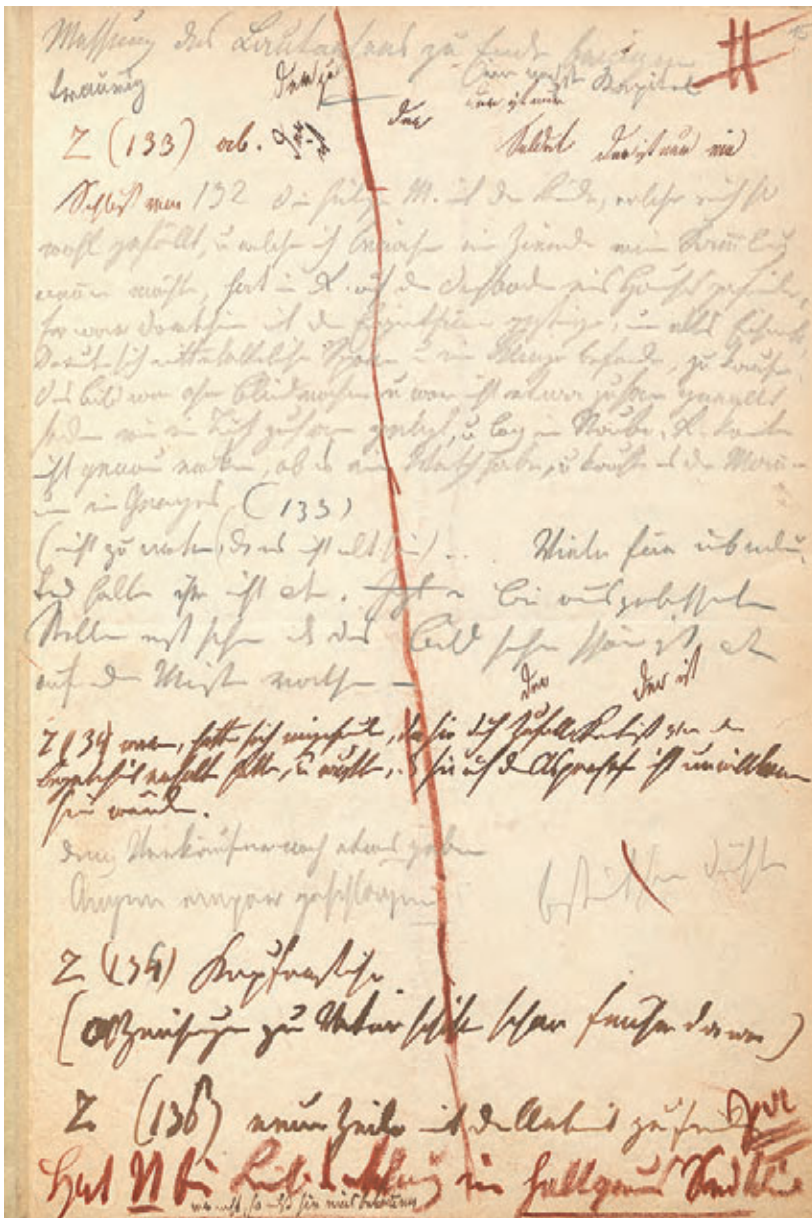
Aus den „Anmerkungen während des Schreibens des Nachsommers zu diesem Werke gemacht“ (Cgm 8072, Bd. 4)

Die beiden Briefe und das Manuskript zur zweiten Fassung von „Die Mappe meines Urgroßvaters“ (Band 3 der „Studien“) wurden vom Adalbert Stifter-Institut in Linz ersteigert, alle übrigen Manuskripte mit staatlichen Sondermitteln von der Bayerischen Staatsbibliothek: das Manuskript des dreibändigen Romans „Der Nachsommer“, die Manuskripte der sechs Erzählungen aus den „Bunten Steinen“ („Vorrede“, „Einleitung in die Jugend-

geschichten“, „Granit“, „Kalkstein“, „Turmalin“, „Bergkristall“, „Katzensilber“ „Bergmilch“) sowie sechs der insgesamt sieben Erzählungen aus den Bänden 4–6 der „Studien“ („Das alte Siegel“, „Brigitta“, „Der Hagestolz“, „Der Waldsteig“, „Zwei Schwestern“, „Der beschriebene Tännling“). Alle Stücke zusammen, von Hauswedell auf 156.600 DM geschätzt, brachten im Zuschlag fast das Vierfache des Schätzpreises: 596.900 DM, wovon auf die Bayerische Staatsbibliothek 544.000 DM (im Endpreis 625.600 DM) entfielen. Trotz dieses für die damalige Zeit sehr hohen Preises war das außerordentlich starke Echo in der Öffentlichkeit fast durchweg von Zustimmung und Freude über die Erwerbung geprägt.

Der Name des Vorbesitzers Salman Schocken wurde im Auktionskatalog nicht genannt, aber bald bekannt, da einige wenige Eingeweihte, die seit den 1930er Jahren von Schockens Stifter-Schätzen wussten, aber zum Schweigen verpflichtet waren, nun das Geheimnis lüfteten. Allgemein vermisst wurde 1964 die erste Erzählung aus Band 4 der „Studien“: der „Abdias“, der von seiner jüdischen Thematik her für Schocken einen besonderen Stellenwert besessen hatte und von ihm auch als einzige Stifter-Erzählung in der Schocken-Bücherei (Nr. 31) ediert worden war. Erst 1975 wurde auch dieses Manuskript in einem Auktionskatalog von Hauswedell, der nun auch erstmals den Namen Schockens nannte, angeboten und ebenfalls von der Bayerischen Staatsbibliothek zu einem Zuschlagspreis von 60.000 DM (Endpreis: 72.940 DM) erworben.

Ein interessantes Aperçu in diesem Zusammenhang ist, dass Schocken in den





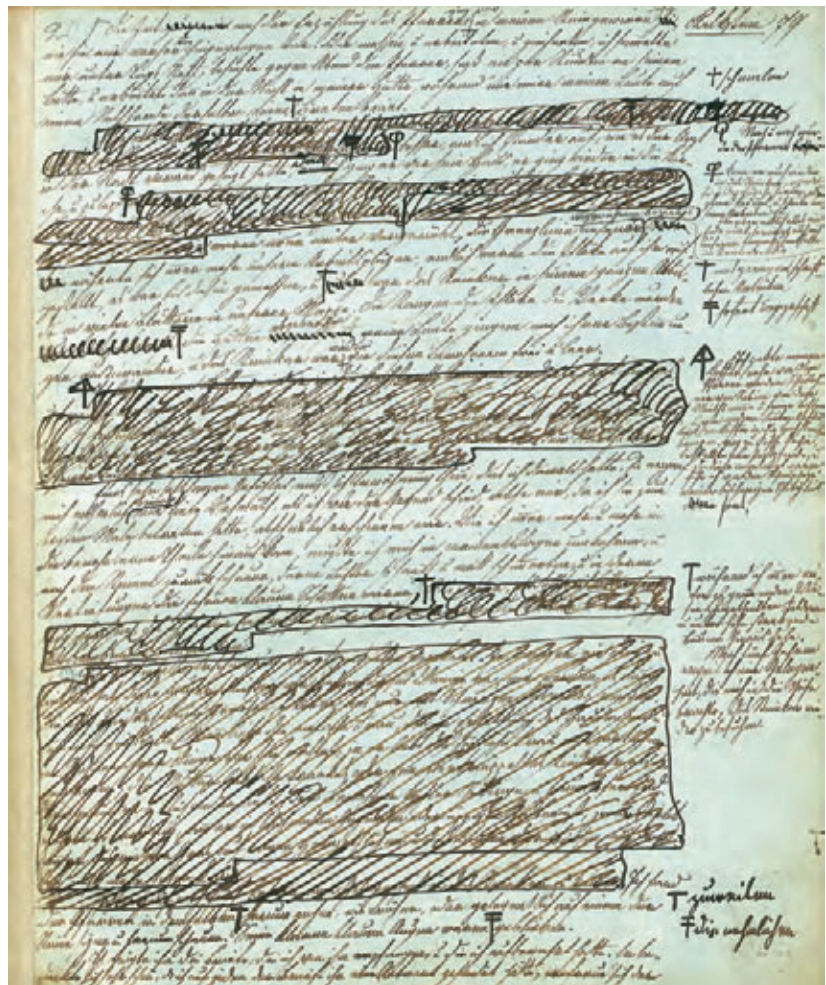
1950er Jahren bei einem Besuch in der Bayerischen Staatsbibliothek gerne deren berühmten Cod. hebr. 95, die einzige vollständig erhaltene mittelalterliche Handschrift des babylonischen Talmud, gegen deutsche Handschriften aus seinem Besitz eingetauscht hätte: Goethe, Novalis oder eben Stifter – ein Tausch, den die Vorschriften der Bibliothek von vorneherein ausschlossen.

Vor der Erwerbung von Schockens Stifter-Schätzen hatte die Bayerische Staatsbibliothek einen kleinen, wenn auch feinen Stifter-Bestand besessen: 32 einzelne Manuskriptblätter, vor allem zur Journalfassung der Erzählung „Brigitta“, einen Brief, Albumblätter und persönliche Dokumente wie u.a. zwei Fotos, einen Reisepass, ein Sterbebildchen. Durch die sensationellen Erwerbungen von 1964/1975 wurde die Bayerische Staatsbibliothek mit einem Schlag eine der bedeutendsten Sammlungen von Stifter-Handschriften – neben dem von dem Prager Germanisten August Sauer zu Beginn des 20. Jahrhunderts gegründeten Stifter-Archiv, heute im Cle-

mentinum in Prag, dem Linzer Stifter-Institut und dem Oberösterreichischen Landesarchiv in Linz, in dessen Besitz sich vor allem die Unterlagen aus Stifters pädagogischer Tätigkeit als Linzer Schulrat befinden. Der aus ihrem neuen Besitz erwachsenden Verpflichtung gegenüber der Stifter-Forschung suchte die Staatsbibliothek auch in den folgenden Jahrzehnten bis heute durch weitere Neuerwerbungen gerecht zu werden: Immer wieder wurden unter Bereitstellung erheblicher Mittel auf den Markt kommende Stifteriana von privaten Verkäufern wie auf Auktionen erworben, darunter 31 Blätter von Erzählungen, der Anfang einer Lebensbeschreibung, 21 Briefe.

Adalbert Stifter im Jahr 1866
(Cgm 8073-1, S. 3)

Aus dem Manuskript der Erzählung
„Kalkstein“
(Cgm 8071, Bd. 1)



Die Provenienz der Manuskripte aus der Sammlung Schocken konnte bislang nicht lückenlos geklärt werden. Seit Anfang des 20. Jahrhunderts ist bekannt, dass Stifters Verleger Heckenast sich von der Witwe Amalie Stifter Manuskripte übereignen ließ – ein Ausgleich für die hohen Schulden von 19.000 Gulden, die Stifter bei ihm hatte, und für eine jährliche Rente von 400 Gulden an Amalie. Die bisherige Annahme, nach Heckenasts Tod seien diese Manuskripte von seinen Erben zerstreut worden, hat sich in jüngster Zeit als irrig erwiesen. Bereits Heckenast hat sie an einen namentlich nicht bekannten Herrn veräußert, dessen Enkelin sie dem Wiener Antiquariat Gilhofer und Ranschburg, das in der Schweiz seit 1924 eine Dependence besaß, in Kommission übergab. Das Antiquariat bot die Manuskripte Mitte der 30er Jahre dem Schweizer Sammler Martin Bodmer an, der jedoch nur das Manuskript des „Witiko“ erwarb. Alle weiteren 15 Manuskripte aber wurden um 1938 an Salman Schocken verkauft.

Bei allen Manuskripten der Sammlung Schocken handelt es sich um die Druckvorlagen der bei Heckenast erschienenen Publikationen, bei den Erzählungen um die sog. „Buchfassungen“. Stifter hat seine Erzählungen – mit Ausnahme von „Katzensilber“ – zunächst in Zeitschriften und Almanachen veröffentlicht („Journalfassungen“) und sie später, stark umgearbeitet und zum Teil mit anderen Titeln, in den Sammelbänden „Studien“ und „Bunte Steine“ zusammengefasst („Buchfassungen“).

Adalbert Stifter gehörte zu den Dichtern, die ihre Werke unermüdlich immer wieder überarbeiteten. Seine Druckvorlagen sind so niemals „Reinschriften“, da er

bis zuletzt an ihnen feilte, ja auch in den Druckfahnen noch Veränderungen vornahm. So geht die wissenschaftliche Bedeutung der Manuskripte mit ihren zahlreichen Korrekturen und am Rand eingetragenen Neuformulierungen für den Editor und später den Interpreten weit über das bloße Erstellen eines authentischen Textes (also etwa die Möglichkeit, Fehler des Setzers zu korrigieren) hinaus. Die Manuskripte erlauben vielmehr einen vorzüglichen Einblick in die „Werkstatt“ Stifters und sind für die textgenetische Forschung und Interpretation eine einzigartige Quelle. Dies gilt umso mehr, als beim „Nachsommer“ und bei „Bunte Steine“ zusätzlich zur Druckvorlage noch je ein umfangreiches Konvolut von „Anmerkungen während des Schreibens ... gemacht“ vorliegt, also Arbeitsnotizen, die Stifter während der Revisionsarbeit in flüchtiger, oft schwer lesbarer Schrift festgehalten hat.

Die nach dem Erlöschen der Urheberrechte Stifters im Jahr 1899 unter der Ägide von August Sauer begonnene erste Gesamtausgabe (Prag-Reichenberger-Ausgabe) gab kurz nach der Jahrhundertwende den Anstoß dazu, in Prag ein Archiv für Stifter-Handschriften aufzubauen. Umgekehrt trug die Erwerbung des reichen Quellenmaterials aus der Sammlung Schocken beim internationalen Stifter-Symposium 1968 in Bad Hall maßgeblich zu dem Entschluss bei, in deutsch-österreichischer Zusammenarbeit eine neue, heutigen Ansprüchen genügende Historisch-kritische Gesamtausgabe ins Leben zu rufen. Von dieser Ausgabe, deren Redaktionsstelle zunächst in der Bayerischen Staatsbibliothek, seit 1986 aber in der Bayerischen Akademie der Wissenschaften beheimatet ist, sind bisher 33 Bände erschienen.

VOR DEM HAUS WEHT DIE ROTE WAGENBACH-FAHNE ...

Die Ausstellung „50 Jahre Verlag Klaus Wagenbach“
zu Gast in der Staatsbibliothek zu Berlin



Dort, wo die Archive von „Mohr Siebeck“ und „Vandenhoeck & Ruprecht“ – beides Geschenke der Verlage – und als Depositum die Verlagsarchive der Häuser „Aufbau“ und „De Gruyter“ beheimatet sind, ist man unter guten Freunden, wenn man die eigene Verlagsgeschichte vorstellen möchte – und so wurde am Abend des 27. Mai 2014 in ihrem Haus am Kulturforum der Staatsbibliothek zu Berlin feierlich die Gastausstellung „50 Jahre Verlag Klaus Wagenbach“ eröffnet.

Generaldirektorin Barbara Schneider-Kempff betonte in ihrer Begrüßung die Gemeinsamkeiten zwischen dem Verlag und dem Bibliotheksgebäude am Kulturforum. Gemeinsam sei man in die Jahre gekommen – und beide, das Haus Wagenbach wie auch das Haus am Kulturforum, gälten in der öffentlichen Wahrnehmung noch

immer als erfreulich modern. Zwar seien beide auch längst, wie das dann immer so schön heiße, zu einer „Institution“ geworden, aber immerhin – und erfreulicherweise! – zu einer „lebenden Institution“. Denn um immerhin zweimal 50 Jahre handle es sich, um ein doppeltes halbes Jahrhundert, seit Klaus Wagenbach den nach ihm benannten Verlag gegründet habe und im selben Jahr, 1964, Hans Scharoun als Sieger aus dem Architektenwettbewerb für dieses Bibliotheksgebäude hervorgegangen sei.

1964 war West-Berlin eine andere Stadt, eine noch weitgehend graue und traurige Stadt, geprägt von alten Kriegsschäden und neuen Einschlägen wie der erst drei Jahre zuvor gebauten Mauer. Nach dem gesellschaftlichen Aufbruch der späten sechziger Jahre roch es erst sehr entfernt;

Dr. Martin Hollender
ist wissenschaftlicher Referent in der
Generaldirektion der Staatsbibliothek
zu Berlin

nur Propheten mochten erahnen, dass der junge Wagenbach-Verlag eine der literarischen und essayistischen Speerspitzen der 68-er Generation (und mindestens auch noch der 78-er und der 88-er) werden würde. 1964 – vor fünfzig Jahren – wurde mit Hans Scharoun zugleich ein ganz ungewöhnlich individualistischer und avantgardistischer Architekt für seinen Entwurf eines Bibliotheksgebäudes ausgezeichnet; ein Architekt und eine Formensprache – so frisch und mutig und vormals ungesehen wie die Verlagsproduktion im Hause Wagenbach.

Ja, ganz fraglos, so Barbara Schneider-Kempf: der Weg verlief nicht einfach, er war steinig und auch schwer. Im Jahr 1972 verstarb der Architekt Scharoun, was den Fortgang der Bautätigkeiten, um dieses Haus endlich fertigzustellen, neuerlich verzögerte. Nach dem Architektenwettbewerb 1964 war 1967 die Grundsteinlegung erfolgt, aber allerlei Widernisse – die Kohlekrise und die Stahlkrise, Baustopps und Planungsfehler – machten aus diesem Haus eine Dauerbaustelle. Und 1972 lief es auch im Haus Wagenbach

nicht gerade rund: Am Ende einer Krise stand die Abspaltung einiger Mitarbeiter und deren Gründung des Rotbuch-Verlags.

Doch als das Bibliotheksgebäude 1978, nach elf Jahren der Bauzeit, durch den Bundespräsidenten Walter Scheel endlich feierlich eingeweiht worden sei: wer sei damals unter den Ehrengästen gewesen? Kein anderer als Klaus Wagenbach.

Wir seien einen weiten gemeinsamen Weg gegangen, der Verlag Wagenbach und die Staatsbibliothek zu Berlin – und wir dürften mit moderatem Stolz auch sagen, Berlin ein wenig verändert zu haben. Klaus Wagenbach zähle – neben wohl vor allem Wolf Jobst Siedler – zu den ganz wenigen West-Berliner Verlegerpersönlichkeiten, zu jenen seltenen Individuen, die trotz – oder gerade wegen – der Insellage West-Berlins den Mut besessen hätten, einen inhabergeführten belletristischen und weitgehend schöngeistig-essayistischen Verlag ins Leben zu rufen. Wer heute an Berlin als Verlagsstadt denke, komme an Wagenbach nicht vorbei: noch immer vergleichs-

Rot auf Weiß: Aphorismen der Verlags-Autorinnen und -Autoren



weise klein, doch feiner denn je. Die Staatsbibliothek hingegen, die vor 50 Jahren kriegsbedingt noch in Marburg an der Lahn residierte, habe aus West-Berlin wieder eine Bibliotheksstadt gemacht, habe das wissenschaftliche Arbeiten im Berlin der vergangenen 35 Jahre entscheidend geprägt und erleichtert. Wenn wir uns heute hier am Kulturforum trafen, um „50 Jahre Wagenbach“ mit einer fulminanten Ausstellung zu feiern, so könne diese Ausstellung nirgends besser präsentiert werden als hier am Kulturforum. Denn beide seien im schönsten Wortsinne ein „Kulturforum“: die Staatsbibliothek ebenso wie der Verlag Wagenbach. Beide beschaffen Kultur, beide erspüren und verlegen sie, beide halten sie vor und vermitteln sie, beide brauchen Kultur und lieben Kultur. Aus kleinen Westberliner Anfängen seien beide, der Verlag wie die Bibliothek, zu kulturellen Leuchttürmen im wiedervereinten Berlin geworden.

Wagenbach zu Gast in der Bibliothek? Wie kaum anders zu erwarten benahm sich Wagenbach frecher als vormals alle anderen Gäste und kaperte, ganz freibeuterhaft, zunächst die Fahnenmasten vor dem Haus, die mit einer kecken, knallroten Verlagsfahne behängt wurden. Alsdann wurden die weißen Marmoradern, die den schwarzen Granitboden im Foyer durchziehen, mit Aphorismen von Wagenbach-Autoren beklebt, Sentenzen über Bücher und die Welt wurden auf die Wände geplottet, an Nylonfäden baumelten Wagenbach-Bücher zum „freien Blättern“ und Lesen herab.

In elf (fast übervollen) Vitrinen legte der Verlag mehr als 200 Exponate aus 50 zunehmend bunten Jahren aus: Bücher und



Prospekte, Tand und Tinnef, Briefe und Typoskripte von Stephan Hermlin, Johannes Bobrowski, Erich Fried, Inge Feltrinelli, Norberto Bobbio und Alan Bennett, Devotionalien und Symbolisches, Werbemittel, Talismane und Korrekturfahnen. Alle Seitenwege und Erfolgsstraßen des Verlags erhielten ihre Würdigung: das (kunst-)historische Programm und das architekturgeschichtliche, der italienische Schwerpunkt ebenso wie der politische.

Don't hang them higher! Auf Nasenhöhe baumeln Wagenbach-Bücher zum Hineinschnuppern

Kunterbunt wie der Verlag: die Vitrinen mit den Verlagsarchivalien



Was sich in Vitrinen nur unzureichend vermitteln lässt, erläuterte die Verlagsleiterin Dr. Susanne Schüssler in ihrem Begrüßungsvortrag: wie nämlich die Bücher in den Verlag finden. Tausend bis anderthalbtausend Manuskripte gingen jährlich unverlangt ein, doch selten nur sei hier Wertvolles zu finden. Nützlicher seien Gespräche mit internationalen Verleger-Kollegen (auf diese Weise sei etwa die sardische Autorin Michela Murgia zu ihnen gestoßen), persönliche Empfehlungen (Michel Houellebecq's „Extension du domaine de la lutte“ sei, so

legte man ihn dem Verlag ans Herz, wie „Thomas Bernhard auf Speed“ und führte zur „Ausweitung der Kampfzone“ bei Wagenbach) oder der schlichte Gang in den Buchladen, zumal in den ausländischen. Dort näm-

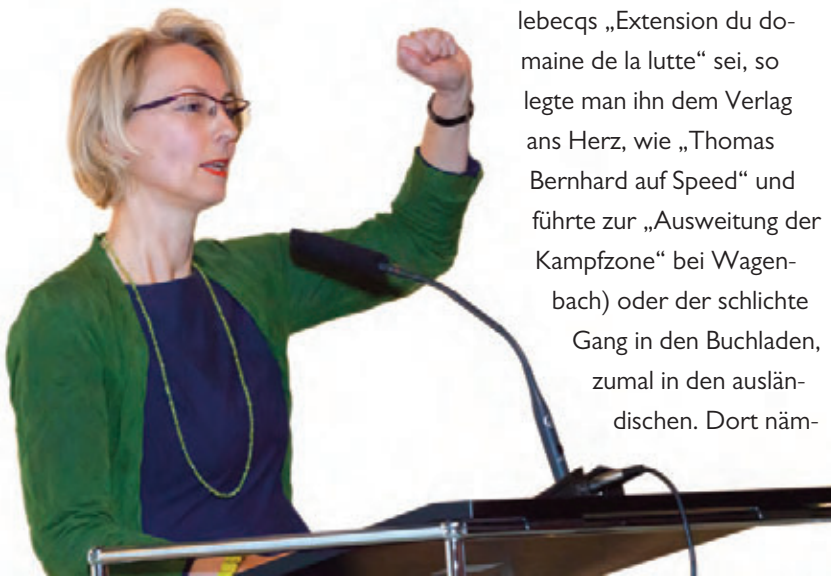
Spanische und Französische, weshalb auch allein aus diesen Sprachen (abgesehen natürlich vom Deutschen) bei Wagenbach Bücher verlegt würden. Es sei ein mühsamer und oft langwieriger Diskussionsprozess, der vom einzelnen Lektor häufig großen Enthusiasmus verlange, um ein bestimmtes Buch „durchzubringen“.

Noch heute folge der Verlag jenem Motto, das man sich 1965 bei dem expressionistischen Verleger Kurt Wolff – sein Buch „Autoren/Bücher/Abenteuer. Betrachtungen und Erinnerungen eines Verlegers“ sei 1965 das erste Wagenbach'sche „Quart-Heft“ gewesen – entlehnt habe:

„Man verlegt entweder Bücher, von denen man meint, die Leute *sollen* sie lesen, oder Bücher, von denen man meint, sie Leute *wollen* sie lesen. Verleger der zweiten Kategorie, das heißt, Verleger, die dem Publikumsgeschmack dienerisch nachlaufen, zählen für uns nicht – nicht wahr?“

In diesem Sinne produziere der Verlag sein Programm bis heute aus inhaltlicher Überzeugung und nicht aus merkantilem Interesse, überdies mit der Überzeugung, dass ein Buch auch ein optisches und haptisches Vergnügen bereiten solle. Ergo widmeten sich zwei Vitrinen der Ausstellung allein der Herstellung der so schönen Wagenbach-Bücher und präsentierten Einbandmaterialien und Bindefäden, Kapitalbänder und Messingprägestempel für Umschläge.

Im Zuge der Ausstellungsvorbereitung habe sich, seufzte Susanne Schüssler, der wohl doch eher unkonventionelle Umgang des Verlags mit seinen eigenen Archivalien herausgestellt. Nach fünf Umzügen und einer Kellerüberschwemmung sei manches



La lotta continua:
Verlagsleiterin Susanne Schüssler

lich, in einer italienischen Buchhandlung, habe ein Wagenbach-Lektor Alan Bennett entdeckt, dessen „Souveräne Leserin“ sich dann mit mehreren hunderttausend verkauften SALTO-Exemplaren als der bislang zugkräftigste Wagenbach-Titel aller Zeiten erwiesen habe. Apropos Lektor: noch immer entscheide im Verlag nicht der einsame Verlegerfürst, sondern streng konsensual die „Diktatur des Lektorats“. Auf einen Lektorenvorschlag hin läsen alle Lektorinnen und Lektoren das jeweilige Manuskript, denn alle Lektorinnen und Lektoren bei Wagenbach beherrschten (mehr oder minder perfekt) das Englische, Italienische,



Klaus Wagenbach, bejubelt nach seiner Eröffnungsansprache

durcheinandergepuzzelt, anderes gelocht, getackert, gefaltet und kleingeschnitten, um es überhaupt unterbringen zu können ... – aber im Jahr 2014 werde nun erst einmal gefeiert, 2015 werde man sich dann gerne der Frage nach der dauerhaften Unterbringung der eigenen handschriftlichen und gedruckten Geschichte widmen.

Abschließend wandte sich Altverleger Klaus Wagenbach an die Eröffnungsgäste – mit einer unverdrossen altlinken Rede, in der er gegen seine Lieblingsgegner, die „Springerpresse“ und den West-Berliner Polizeipräsidenten Klaus Hübner wettete, in den zahlreichen juristischen Auseinandersetzungen der siebziger Jahre stets an



Unter dem Glas liegt die Verlagsgeschichte, noch immer wild ...

der Seite seines Verteidigers Otto Schily. Doch auch das Einreiseverbot nach Ost-Berlin und das Durchreiseverbot durch die DDR – verlegte Wagenbach doch auch einige der DDR nicht genehme Autoren – fand seine Erwähnung. Auf den Flughafen Tempelhof angewiesen, habe er so nolens volens seine Flugangst überwunden ... Und über allem schwebte sein kritisches Bekenntnis zu Berlin. Es sei mithin kein Zufall, so Wagenbach, dass auf der Titelseite eines jeden der von ihm verlegten Bücher nicht allein „Verlag Klaus Wagen-

bach“ vermerkt sei, sondern vielmehr „Verlag Klaus Wagenbach Berlin“.

Coincidentia oppositorum: an jenem 27. Mai fanden die „Macht und die Gegenmacht“, die Bibliothek des Staates und der staatskeptische Verleger, einträchtig zusammen. „Wir sind, man glaubt es kaum“, notierte Klaus Wagenbach in unser „Goldenes Buch“, „Gäste der Staatsbibliothek“, was ja fast einem Staatsbesuch gleichkomme. Wir haben's freudig genommen ...

„IL DIVINO CIPRIANO“

Tagung, Ausstellung, Konzert und Digitalisierungsprojekte zu Cipriano de Rore

Dr. Veronika Giglberger
und
Dr. Uta Schaumberg
arbeiten in der Musikabteilung der
Bayerischen Staatsbibliothek

Vom 20. bis 21. März 2014 fand in München im Orff-Zentrum und in der Bayerischen Staatsbibliothek die internationale musikwissenschaftliche Tagung „Cipriano de Rore at the Crossroads“ statt. Die Veranstalter, Katelijne Schiltz (Universität Regensburg), Jessie Ann Owens (University of California, Davis) und Hartmut Schick (Ludwig-Maximilians-Universität München) gewannen die Bibliothek als Kooperationspartner, um zeitgleich zum Kongress eine Ausstellung zu realisieren. Die Wahl des Tagungsortes war nicht ohne Grund München: Die Bayerische Staatsbibliothek besitzt die weltweit größte Sammlung mit Handschriften und Drucken Cipriano de Rores (1515/16–1565). Zwei große von der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) geförderten Digitali-

sierungsprojekte, die „Chorbuch-Handschriften“ und die „Notendrucke des 16. und 17. Jahrhunderts“ ermöglichen außerdem, dass die Quellen der Staatsbibliothek zur Musik Rores bis auf eine einzige Ausnahme vollständig online publiziert werden konnten.

Der aus Flandern gebürtige Cipriano de Rore, im 16. Jahrhundert oft nur „Cipriano“ oder auch „divino Cipriano“ genannt, war von 1546 bis 1558 Kapellmeister von Ercole II. d'Este in Ferrara. Auf einer Reise nach Flandern machte er 1558 Station in München. Albrecht V. (1528–1579, Herzog von Bayern seit 1550) schätzte Rore überaus hoch, wie aus seinem Dankbrief vom 25. April 1557 an Ercole II. hervorgeht, der ihm eine Kopie von Rores *Missa*

Praeter rerum seriem zugesandt hatte: Albrecht bewundert die Messe „wegen der einzigartigen Süße des Klangs sowie der ungewöhnlichen und neuartigen Erfindung der Melodie“ („propter concentus singularem suavitatem, tunc raram et novam melodiae inventionem“).

Albrecht widmete Rores Motetten eine vom Hofmaler Hans Mielich illuminierte Prachthandschrift, die heute als „Rore-Kodex“ (Signatur: Mus.ms. B) bekannt ist. Cipriano de Rore konnte während seines Münchner Aufenthalts selbst die Entstehung des Kodex überwachen. Er stellte dem Herzog 26 weltliche und geistliche Motetten zu vier bis acht Stimmen für die Handschrift zur Verfügung. Für elf der Motetten bildet der „Rore-Kodex“ die früheste Quelle. Insgesamt bietet die Handschrift einen stilistischen Querschnitt von Rores Motettenschaffen. Das auf Pergament geschriebene Chorbuch umfasst 153 großformatige Blätter (62 x 45 cm). Jean Pollet, Mitglied der Hofkapelle, schrieb den Notentext. Auf 82 Seiten befinden sich Miniaturen Hans Mielichs, darunter 8 ganzseitige. Der Beginn jeder enthaltenen Komposition ist üppig mit Buchmalerei ausgestattet. Die Miniaturen zeigen mythologische, historische und biblische Szenen, die sich auf die in den Motetten vertonten Texte beziehen. Auf Seite 304 befindet sich ein eindrucksvolles Porträt Cipriano de Rores, für das der Komponist dem Maler möglicherweise Modell gesessen hat. Ein illuminiertes handschriftliches Pergamentchorbuch ist in der Mitte des 16. Jahrhunderts eigentlich ein Anachronismus, haben sich doch die Verwendung von Papier und auch der Notendruck längst flächendeckend durchgesetzt. Die von Mielich illuminierten Chorbuchhand-



schriften sind bewusst exklusiv und monumental, sie sind nicht für den Gebrauch geschaffen, sondern repräsentative Monumente für die Ewigkeit.

Hans Mielich, Porträt Cipriano de Rores am Ende des Prachtchorbuchs Mus.ms. B

Der „Rore-Kodex“ bildete den eindrucksvollen Höhepunkt der Schatzkammer-Ausstellung (26. Februar–21. März 2014). Aufgeschlagen waren die Blätter 66v/67r, der Beginn des fünfstimmigen „Pater noster“. Umrahmt wurde der Kodex von Chorbuchhandschriften mit Messen und Motetten sowie italienischen, flämischen und



Pater noster qui es in ce-
 lis qui

es in ce-
 lis pater noster qui es in ce-



Pater noster qui
 es in celis qui es in

Pater noster qui es
 in ce-

lis pater



„Anchor che col partire“, Rores berühmtestes Madrigal im Druck von 1588, Stimmbuch Cantus, 4 Mus.pr. 186



französischen Stimmbuchdrucken, die die ganze Fülle von Rores Schaffen – von Messen und Motetten bis hin zu Madrigalen und Chansons – präsentierten. Dabei war den folgenden Themen jeweils eine eigene Vitrine gewidmet: „Messen“, „Motetten“, „Rores bekannteste Kompositionen“, „Rore und seine Widmungsadressaten“, „Rore und seine Drucker“, „Die Madrigali de la fama im Vergleich“ sowie „Rore und seine Kollegen“. Die Ausstellung konzipierte Katelijne Schiltz, die erläuternden Texte zu den Exponaten verfassten Studierende der Universitäten Regensburg und München im Rahmen des Seminars *Cipriano de Rore an der Schnittstelle von prima und seconda pratica*.

Für den „Rore-Kodex“ war auch innerhalb der Tagung ein eigener Themenkomplex vorgesehen mit einem Referat über „Die visualisierte Schönheit der Musik. Mus.ms. B und die neue Blüte der Buchmalerei“

(Andrea Gott dang, Salzburg) und dem Beitrag von Jessie Ann Owens (University of California): „Cipriano de Rore’s *Dissimulare etiam sperasti* and the Invention of the Female Voice“. Weitere Sektionen des Kongresses behandelten die Themen „Biographische Fragen und Mäzenatentum“, „Quellen und Aufführungspraxis“, „Analytische Perspektiven“, „Zyklische Konzepte“ und „Nachleben“.

Ein Konzert am 20. März versammelte neben den Tagungsgästen der internationalen Fachwelt ein begeistertes heimisches Publikum im ausverkauften Saal des Orff-Zentrums. Unter der Schirmherrschaft des Repräsentanten der Flämischen Regierung, Walter Moens, und gefördert durch das Orff-Zentrum (Thomas Rösch) brachte das belgische Ensemble „La Capilla“ Motetten, Madrigale, Messen und Chansons von Cipriano de Rore zur Aufführung. Es erklangen dabei auch einige der in der Ta-

Seite 60/61:

Beginn von Cipriano de Rores fünf-stimmiger Motette „Pater noster“ im „Rore-Kodex“, Buchmalerei von Hans Mielich, Mus.ms. B, p. 137–138

gung wissenschaftlich thematisierten sowie in der Ausstellung gezeigten Stücke, wie beispielsweise die Motette *Dissimulare etiam sperasti* (Vergil, Aeneis) aus Mus.ms. B oder das späte Madrigal *O sonno* (Giovanni della Casa), die Vertonung eines der berühmtesten Gedichte des Cinquecento.

Dem glücklichen Zusammenwirken von Tagung, Konzert und Ausstellung kam nicht zuletzt der Umstand zu Gute, dass die Musikhandschriften und Notendrucke, die das Werk Cipriano de Rores überliefern, innerhalb der beiden Musikdigitalisierungsprojekte an der Bayerischen Staatsbibliothek seit 2012 sukzessive online publiziert wurden. Sie stehen inzwischen dem internationalen Forscherkreis erstmals in diesem Umfang und dieser Qualität online zur Verfügung. Es handelt sich dabei um einen Bestand von 23 Stimmbuch-Drucken, die in der Regel jeweils vier oder mehr einzelne Stimmbücher enthalten, sowie sieben große Chorbuch-Handschriften, von denen lediglich das Spitzenstück, Mus.ms. B, noch nicht digitalisiert wurde. Das „Stimmbuchprojekt“ insgesamt ist den ca. 2200 Notendruck des 16. und 17. Jahrhunderts, die mehrstimmige vokale oder instrumentale Musik enthalten, gewidmet (Sabine Kurth berichtete darüber in der Ausgabe 2/2012 des Bibliotheksmagazins). Die Bibliothek besitzt mit diesem Schatz einen der größten Bestände aus der Frühzeit des Notendrucks. Er fußt, wie die Chorbücher, auf dem Gründungsbestand der Hofbibliothek der bayerischen Herzöge im 16. Jahrhundert und wurde in der Folgezeit kontinuierlich erweitert. Von den 165 Chorbuch-Handschriften mit mehrstimmiger Musik der Staatsbibliothek, Gegenstand des zweiten großen Projekts (siehe dazu den Beitrag von Veronika

Giglberger im Bibliotheksmagazin 1/2013) stammt der wichtigste Teil, 75 Chorbücher im Groß-Folio-Format, direkt aus der Bayerischen Hofkapelle des 16. und 17. Jahrhunderts. Ab 1802 wurden weitere bedeutende Chorbuchhandschriften aus Klöstern als Säkularisationsgut in die Hofbibliothek verbracht. Einige besonders prachtvoll illuminierte Chorbücher gehörten ursprünglich zum persönlichen Besitz der bayerischen Herzöge und Kurfürsten, wie die beiden weltberühmten von Hans Mielich illuminierten Kodizes Mus.ms. A mit Orlando di Lassos Bußpsalmen und Mus.ms. B mit Motetten von Cipriano de Rore. Diese Bände mit „musica reservata“, zugleich Hauptwerke der deutschen Buchmalerei, sind aufgrund Ihrer einzigartigen Ausstattung und der damit verbundenen konservatorischen Klippen bislang nicht digitalisiert worden. Der „Rore-Kodex“ wird jedoch in naher Zukunft für die Öffentlichkeit greifbar sein. Die Bibliothek hat für die Restaurierung Unterstützung der Ernst von Siemens Kunststiftung erhalten, so dass die im Vorfeld der Digitalisierung auszuführende Konsolidierung der Malschichten bis Anfang 2015 abgeschlossen sein wird. Die Digitalisierung wird im Anschluss folgen. Für die Zwischenzeit wurden alle bereits verfügbaren farbigen Reproduktionen aus Mus.ms. B digitalisiert und sind unter der folgenden Adresse aufrufbar: <http://nbn-resolving.de/urn/resolver.pl?urn=urn:nbn:de:bvb:12-bsb00089633-9>.

Ergänzend steht ein Teildigitalisat in schwarz-weiß vom Mikrofilm zur Verfügung: <http://nbn-resolving.de/urn/resolver.pl?urn=urn:nbn:de:bvb:12-bsb00037180-1>.

KUNST AM BAU BEI DER STAATSBIBLIOTHEK – EINE VISITENKARTE DER BAUKULTUR

Dr. Ute Chibidziura
ist Referentin für Kunst am Bau beim
für die Baumaßnahmen der Staats-
bibliothek zuständigen Bundesamt für
Bauwesen und Raumordnung (BBR)

Dem Menschen wohnt offenbar das tiefe Bedürfnis inne, seine Bauten künstlerisch auszugestalten – wie sonst wäre es zu erklären, dass schon in prähistorischer Zeit Höhlen mit Tierdarstellungen versehen wurden oder später die Griechen und Römer Säulen, Giebelfelder und Wände mit reichem plastischen Schmuck oder illusionistischen Malereien verzierten. Die Geschichte kennt in jeder Epoche unzählige Bauwerke, die vom Zusammenspiel von Architektur, Plastik und Malerei geprägt sind und Auskunft über die ästhetischen, religiösen und gesellschaftlichen Vorstellungen ihrer Zeit und ihrer Auftraggeber geben. In Deutschland hat es sich der demokratisch verfasste Staat seit der Weimarer Zeit zur Aufgabe gemacht, seine Bauten mit Kunst auszustatten – ein Anspruch, der unmittelbar nach dem Zweiten Weltkrieg in beiden deutschen Staaten wieder aufgegriffen wurde: Sowohl die Bundesrepublik als auch die DDR verpflichteten sich, bei staatlichen Baumaßnahmen einen prozentualen Anteil der Baukosten für die Beteiligung bildender Künstler einzusetzen. Vermutlich an die 10.000 Kunstwerke sind so in den vergangenen sechs Jahrzehnten an Staatsbauten im In- und Ausland entstanden. Sie stehen meist in engem Bezug zum Bau, zum Ort oder zur Institution und bilden zusammengenommen eine einzigartige Sammlung an Nachkriegs- und Gegenwartskunst, die zu den herausragenden baukulturellen Leistungen unseres Landes zählt.

Es war daher eine Selbstverständlichkeit, auch im Rahmen der vom Bundesamt für Bauwesen und Raumordnung betreuten Sanierungs- und Erweiterungsbaumaßnahmen für das Haus Unter den Linden der Staatsbibliothek zu Berlin neue Kunst am Bau zu beauftragen. Hierfür wurde 2009 ein zweiphasiger anonymer Wettbewerb zwischen 15 international tätigen Künstlerinnen und Künstlern ausgelobt. In solchen Verfahren wählt das Preisgericht aus den anonymisierten Einreichungen einige Arbeiten zur weiteren Bearbeitung aus und ermittelt am Ende der Überarbeitungsphase den oder die Preisträger. Die Namen der Wettbewerbsteilnehmer werden dabei erst nach der Entscheidung des Preisgerichts offengelegt. Als potentielle Standorte für künstlerische Interventionen standen im Haus Unter den Linden alle öffentlichen Bereiche wie Innenhöfe, Foyers, Flur- und Treppenbereiche, Cafeteria, Shop und Bibliotheksmuseum sowie die Lese- und Veranstaltungssäle zur Verfügung. Den Künstlern war es dabei freigestellt, für einzelne Bereiche Vorschläge einzureichen oder ein künstlerisches Gesamtkonzept für die Bibliothek zu entwickeln.

Aus den fünf in der zweiten Phase vorgelegten Entwürfen überzeugten insbesondere zwei Arbeiten das Preisgericht: zum einen die Arbeit „Noch Fragen?“ von Olaf Metzel für den großen Lesesaal und zum anderen die von Tobias Rehberger für acht



Skulptur „Noch Fragen?“ von Olaf Metzel im neuen Lesesaal der Staatsbibliothek zu Berlin
(Foto: SBB-PK/J. F. Müller)

Lesesäle projektierten Uhrenobjekte, von denen vier zur Umsetzung vorgeschlagen wurden. Bis zum Ende des Jahres 2012 konnten Olaf Metzels Kunstwerk für den neuen Lesesaal und das erste Uhrenobjekt von Tobias Rehberger für den Raralesesaal fertiggestellt werden; weitere drei Uhrenobjekte sind für den Zeitungslesesaal, den Musiklesesaal und die Handbibliothek geplant und werden im Rahmen des nächsten Bauabschnitts umgesetzt.

Betritt man den neuen großen Lesesaal, wird man unweigerlich von Olaf Metzels Plastik in den Bann gezogen, die wie ein überdimensioniertes Papierknäuel im Luftraum schwebt und sich vor die Rasterfelder der Membrandecke schiebt. Trotz der stattlichen Dimensionen von 640 x 520 x 340 Zentimetern drängt sich das Kunstwerk nicht auf, vielmehr bildet es mit seinen kantig gebrochenen Blechen und farbig lackierten geknautschten Flächen einen gelungenen Kontrapunkt zum weiten weißen Lichtraum des kubischen Lesesaals, der

sich hoch über die in braun-orange gehaltenen Bücherwände erhebt. Erst in der Nahaufnahme wird erkennbar, dass die Plastik aus einzelnen bedruckten Aluminiumplatten besteht, die zu einem Konglomerat verdichtet von der Decke abhängen. Auf den Aluminiumplatten lassen sich aufgeschlagene Buchseiten, Ausschnitte aus Tageszeitungen, Deckblätter von Magazinen, Notizen, Titelseiten von Büchern,

Skulptur „Noch Fragen?“
(Foto: SBB-PK/Carola Seifert)



„Uhrenobjekt nach Movement in Squares von Bridget Riley“ von Tobias Rehberger im Raralesesaal der Staatsbibliothek zu Berlin
(Foto: SBB-PK/J. F. Müller)



Kreuzworträtsel, Textskizzen, Manuskripte, Werbung und Comics ausmachen, die wie ein Kaleidoskop der in der Staatsbibliothek verwahrten Objekte erscheinen.

Olaf Metzel hat seine Arbeit mit dem Titel „Noch Fragen?“ überschrieben – in Reaktion auf die Plastik „Lesender Arbeiter“ (1961) von Werner Stötzer im Innenhof der Staatsbibliothek und auf die ihr gegenüber angebrachte Bronzetafel mit dem Brecht-Gedicht „Fragen eines lesenden Arbeiters“, wie er in seinen Erläuterungen zum Kunstwerk schreibt. Beim Anblick der Skulptur habe er sich die Frage gestellt, ob und was Arbeiter heute überhaupt noch läsen und ob sie denn zum Publikum der Staatsbibliothek zählten. Der Hauptlesestoff der werktätigen Bevölkerung – die Zeitung – landet schließlich zumeist schon am selben Tag im Papierkorb. Auch die meisten anderen Druckerzeugnisse, Bücher und handschriftlichen Texte werden im Durchschnittshaushalt früher oder später eben so entsorgt, wie es das zerknüllte

Papierknäuel von Metzels Kunstwerk nahelegt. Dagegen ist es die Aufgabe einer Staatsbibliothek, selbst ephemere Texte über Jahrhunderte zu bewahren und zu überliefern – ein Ewigkeitsanspruch, der in der monumentalen Größe des Kunstwerks und in der Ausführung aus unvergänglichem Metall anklingt.

Das großformatige Uhrenobjekt von Tobias Rehberger für den Raralesesaal ist gänzlich frei von gegenständlichen Bezügen. Man nimmt es erst wahr, wenn man den Zugang zum Saal längst passiert hat und zurückblickt – dann aber entwickelt es eine enorme Präsenz. Über dem Eingang zum Lesesaal angebracht, rufen die sich zu einer Linie verdichtenden und eine Einsenkung vortäuschenden schwarz-weißen Karofelder vielfältige Assoziationen wach, die vom Schachbrett über die Zielflagge der Formel 1 bis zur Op-Art-Kunst von Victor Vasarely oder Bridget Riley reichen. Und tatsächlich ist Rehbergers Arbeit eine Hommage an die britische Künstlerin

Bridget Riley: Ihr Tafelbild „Movement in Squares“ aus dem Jahre 1961 zitierend und modifizierend, hat Rehberger einen riesigen dreidimensionalen Leuchtkasten geschaffen, dessen Felder sich separat ansteuern lassen, so dass sie nach einem gewitzten computergesteuerten Mechanismus die jeweilige Tageszeit in Stunden, Minuten und Sekunden anzeigen. Das Kunstwerk, das in ständiger Funkverbindung zur Atomuhr in Braunschweig steht, mag im Kontext einer Bibliothek eine moderne Vanitas-Darstellung sein, die die Leser bildhaft aufruft, die Zeit sinnvoll zu nutzen. Ebenso kann das Uhrenobjekt als Verweis auf die Tätigkeit der Staatsbibliothek gesehen werden, die als Hüterin ver-

gänglicher Sammlungsbestände stets gegen die Zeit anarbeiten muss.

Die Interpretationsmöglichkeiten für die neuen Kunstwerke in der der Staatsbibliothek sind vielfältig. Beide Arbeiten korrespondieren mit der Architektur, setzen sich mit dem Ort auseinander und nehmen Bezug zur Institution. Sie fügen der Architektur eine Kulturschicht hinzu und erfüllen ästhetisch wie inhaltlich die an sie gestellten Ansprüche in hohem Maße, so dass die Räume schon jetzt nicht mehr ohne die Kunst vorstellbar sind. Das ist Kunst am Bau, wie sie sein soll: eine Visitenkarte der Baukultur.

„DERGLEICHEN IST MIR NIE ZU OHREN GEKOMMEN“

7. Werkstattkonzert: Hackbrettfacetten

Nach der Rekonstruktion des legendären letzten Konzerts der Comedian Harmonists in München 1934, einem Max-Reger-Abend mit Lesung aus bislang unbekanntem Briefen, einer multimedialen Jazzperformance mit Originalmusik von Prof. Claus Reichstaller, einem Gitarrenkonzert mit unbekanntem Werken aus unserer Musiksammlung, einem Kammermusiktheaterprojekt, das wir gemeinsam mit dem Prinzregententheater entwickelten sowie der Hartmann-Henze-Projektinsel im vergangenen Herbst fand am 26. März im Lesesaal Musik, Karten und Bilder der Bayerischen Staatsbibliothek das nunmehr siebte Werkstattkonzert statt, mit dem Titel:

„Hackbrettfacetten“. Eine großzügige finanzielle Unterstützung der Förderer und Freunde unserer Bibliothek ermöglichte die Realisierung dieses Veranstaltungsabends in unserer ambitionierten Konzertreihe, die gemeinsam mit der Hochschule für Musik und Theater München 2010 ins Leben gerufen wurde.

Die Eintrittskarten waren bereits nach wenigen Tagen vergeben, der Raum am Veranstaltungsabend bis auf den letzten Platz belegt. Zahlreiche Interessenten mussten mangels ausreichender Plätze abgewiesen werden, auch noch am Konzertabend, und das, obgleich keine alpen-

Dr. Reiner Nägele
ist Leiter der Musikabteilung der
Bayerischen Staatsbibliothek



ländische Folklore – sogenannte „Stubenmusik“ - auf dem Programm stand.

Dabei sollte tatsächlich in einer Planungsphase mit dieser Veranstaltung auf die besonderen und reichhaltigen Bestände an volkstümlicher Musik für Zitherinstrumente in der Bayerischen Staatsbibliothek hingewiesen werden; im Fokus: Das künstlerische Schaffen von Herzog Max in Bayern, genannt „Zither-Maxl“, der als bedeutendster Förderer der bayerischen Volksmusik gilt. Doch Birgit Stolzenburg-de Biasio, Dozentin für Hackbrett und Salterio an der

Musikhochschule, überzeugte den Leiter der Musikabteilung rasch mit einem anderen, weitaus faszinierenderen Programmkonzept.

In den reichen Musikalienbeständen der Bayerischen Staatsbibliothek finden sich neben historischen Dokumenten – etwa einer Handschrift aus dem Augustiner Chorherrenstift Polling für Hackbrett oder kleine Orgel (2. Hälfte 17. Jahrhundert) – zahlreiche weitere Zeugnisse klassischer Hackbrettliteratur in Neuausgaben (Antonio Vivaldi, Melchior Chiesa, Carlo Monza, Niccolò Jommelli), auch Originalwerke von bedeutenden Komponisten des 20. Jahrhunderts (Günter Bialas, Herbert Baumann, Wilfried Hiller, Harald Genzmer) sowie zeitgenössische Kompositionen für dieses Saiteninstrument. Somit konnte eine nahezu unerschöpfliche Fülle an Musikliteratur vom späten Mittelalter bis in die unmittelbare Gegenwart in der begleitenden Kabinettausstellung im Flur zum Lesesaal gezeigt werden. Die Schau machte deutlich, dass das Hackbrett an der musikalischen Entwicklung seit gut 800 Jahren



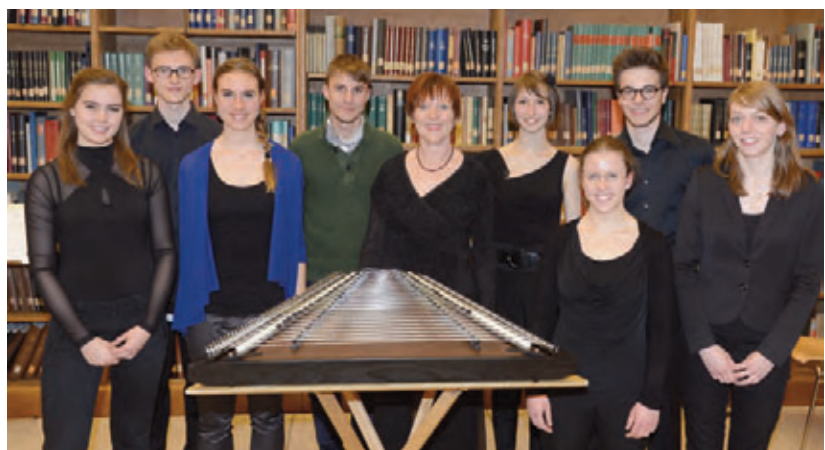
bis heute nahezu ununterbrochen beteiligt war – auch jenseits folkloristischer Verwendung. „Dergleichen ist mir nie zu Ohren gekommen“ befand schon 1697 der böhmische Graf Logy, als er den Hackbrettvirtuosen Pantaleon Hebenstreit auf seinem berühmten „Pantalon“ spielen hörte, und so lautete auch der Titel unserer kleinen Präsentation aus der Reihe „Musikschätze der Bayerischen Staatsbibliothek“.

Das Werkstattkonzert selbst bestätigte das historisch belegte Hörerlebnis in vielfältiger Weise. Programmatisch gerahmt von traditioneller Musik aus Irland, Albanien, Griechenland und Moldawien, gespielt auf Harfe, Kontrabass und Hackbrett, ging es im Parforceritt durch die abendländische Musikgeschichte mit je wechselndem Instrumentarium. Unterhaltend und informativ moderiert, gelegentlich auch auf dem Hackbrett begleitet von Birgit Stolzenburg, musizierten die Studierenden der Hochschule mit hörbarer Spiel- und Sangesfreude. Einem Salterello (um 1400 geschrieben) für Blockflöte und Dulce melos folgten drei Recercada aus dem 16. Jahrhundert, Arien von Antonio Vivaldi und Antonio Caldara – ausdrucksstark interpretiert von der Mezzosopranistin Idunna Münch –, eine Sonate von Georg Philipp Telemann, ein Stück von Astor Piazzola und zwei neue Kompositionen: Dorothea Hofmanns „Schritte im Grasland“ (ein Quartett für drei Tenorhackbretter und ein Kontrabasshackbrett) sowie die Uraufführung von Dominik Schusters „Tanz der toten Engel“ für Tenorhackbrett solo. Hofmann, Dozentin für Musikwissenschaft an der Hochschule für Musik und Theater München, war anwesend, ebenso der Komponist des



Uraufführungswerks, ein Schüler des Filmkomponisten Enjott Schneider.

Dieses Werkstattkonzert lehrte wieder einmal eindrücklich, dass unsere künstlerische Wirklichkeit, die gegenwärtige wie die historische, weitaus vielfältiger gestaltet ist, als es der gewöhnliche Repertoirebetrieb unseres Konzertlebens mit seinem Reproduzieren des immer Gleichen und Arrivierten vermuten lässt. Man muss nur, wie Birgit Stolzenburg-de Bisoia und ihre Studierenden, den Schritt wagen, die weitgehend unerforschten Schatzkammern der Musikbibliotheken und -archive zu erforschen und deren Kostbarkeiten wieder zum Klingen zu bringen.



ENDLICH MEHR PLATZ FÜR BÜCHER

Neues Speichermagazin der Staatsbibliothek zu Berlin in Betrieb!

Dr. Daniela Lülfig
ist Leiterin der Benutzungsabteilung
der Staatsbibliothek zu Berlin und
Baubeauftragte der Generaldirektion

Im Dezember 1998 verabschiedete der Stiftungsrat der Stiftung Preußischer Kulturbesitz das künftige Unterbringungskonzept für die Bestände der Staatsbibliothek. Auf Grund dieses Beschlusses werden seitdem die beiden Gebäude der Staatsbibliothek in der Mitte Berlins zu einer Historischen Forschungsbibliothek (Haus Unter den Linden) und zu einer Forschungsbibliothek der Moderne (Haus Potsdamer Straße) weiterentwickelt. Mit dem nun bereits mehr als 15 Jahre zurückliegenden Stiftungsbeschluss war gleichzeitig jedoch die Entscheidung verbunden, an den innerstädtischen Standorten keine wesentlichen Erweiterungsbauten für den schnell wachsenden Buchbestand der Bibliothek zu errichten.

In den folgenden Jahren wurden acht Standorte für ein Speichermagazin in Berlin geprüft. Wirklich geeignet erschien am Ende nur das Grundstück am Fürstenwalder Damm 388, im Ortsteil Friedrichshagen des südöstlichen Berliner Stadtbezirkes Treptow-Köpenick.

Im Jahr 2003 erhielt das Bundesamt für Bauwesen und Raumordnung (BBR) den Planungsauftrag für ein Speichermagazin in Friedrichshagen. Auf der Grundlage dieses (inzwischen weiterentwickelten) Unterbringungskonzeptes sollten auf dem Gelände am Fürstenwalder Damm in einem ersten Bauabschnitt Magazinkapazitäten für die Staatsbibliothek, gleichzeitig aber auch Depots für die Bestände des Ibero-



Reges Presseinteresse: Baubeauftragte
Dr. Daniela Lülfig erläutert den Medien
das Haus

Amerikanischen-Instituts Preußischer Kulturbesitz (IAI) und der (der Staatsbibliothek angeschlossenen) Bildagentur für Kunst, Kultur und Geschichte (bpk) geschaffen werden. In Friedrichshagen stehen insgesamt 123.000 m² Fläche zur Verfügung, so dass hier nicht nur die geplanten beiden weiteren Bauabschnitte des Magazins der Staatsbibliothek (Gesamtkapazität bis 2060: 12 Millionen Bände) entstehen können, sondern auch ein neuer Depotstandort für die Staatlichen Museen. Fertiggestellt ist gegenwärtig erst der erste Bauabschnitt des Speichermagazins mit einer Kapazität von sechs Millionen Bänden.

Am 14. September 2005 wurde der Sieger des Architekturwettbewerbes, das Münchener Architekturbüro Eberhard Wimmer, mit der Planung beauftragt.

Auf Grund der Lage des Grundstücks im Wasserschutzgebiet in unmittelbarer Nähe des Müggelsees konnte die geforderte Fläche nur oberirdisch errichtet werden. Umfangreiche Auflagen der Naturschutzbehörde wie z. B. Ersatzpflanzungen von Bäumen und die Schaffung von Nistplätzen für Fledermäuse waren einzuhalten. Auch die Traufhöhe wurde auf 13,60 m beschränkt.

Der Entwurf Wimmers nimmt die Grundidee des Regalblockes auf. Das ca. 120 m breite Gebäude wird in seiner letzten Ausbaustufe (3. Bauabschnitt) annähernd quadratisch sein. Gegenwärtig misst es 120 x 60 m, mit dem „Verschlussstein“ 83 m. Auf vier Etagen gruppieren sich je vier Magazinsegmente jeweils um einen Innenhof, der zwar Licht in die sonst fensterlosen Magazine bringt, aber auf Grund eines Glasdaches keine Verbindung nach außen



hat. Jeder der vier Innenhöfe ist unterschiedlich gestaltet und trägt dadurch zur Strukturierung des Gebäudes bei. Diesen kompakten Magazinen ist ein „Funktionsriegel“ vorgelagert: er beherbergt auch die Anlieferschleuse für die Buchtransporte, eine Scanwerkstatt, Sozialräume und einen Besprechungs- bzw. Schulungsraum. In den oberen Etagen befinden sich Spezialmagazine für Teile des Zeitungsbestandes der Staatsbibliothek, das Mikroformenmasterarchiv, besonders klimatisierte Räume für wertvolle Originalfotos der bpk und ein großzügiger Serverraum. Dieser Serverraum soll es der Staatsbibliothek künftig ermöglichen, die IT-Infrastruktur zu schaffen, die für die gesamte Bibliothek notwendig ist, da die Kapazitäten der Serverräume in den beiden Häusern Unter den Linden und Potsdamer Straße erschöpft sind.

Ein als „Verschlussstein“ für das „Schatzhaus“ konzipierter Bauteil ragt aus der Fassade heraus und bietet Flächen für einige

Feierliche Schlüsselübergabe am 30. Juni 2014 in Berlin-Friedrichshagen; v.l.n.r.: Architekt Eberhard Wimmer; der Präsident der Stiftung Preußischer Kulturbesitz, Prof. Dr. Dr. h.c. mult. Hermann Parzinger; die Generaldirektorin der Staatsbibliothek, Barbara Schneider-Kempff; der amtierende Leiter des Bundesamtes für Bauwesen und Raumordnung, Lothar Fehn Krestas; der Leiter der Bildagentur bpk, Hanns-Peter Frenztz; die Leiterin des Ibero-Amerikanischen Instituts, Frau Dr. Barbara Göbel sowie der Stellvertreter der Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien, Herr Dr. Günter Winands



Die ersten Bücher rollen an und werden in die elektrische Kompaktregalanlage geräumt



Homogen der Eindruck aus der Distanz, heterogen der Anblick aus der Nähe

wenige Büros, Spezialmagazine und die Fotorestaurierungswerkstatt der Bildagentur. Eine großzügige, über alle Etagen gehende Eingangshalle, schafft durch ein Glasdach Tageslicht.

Obwohl es sich um ein rein funktionales Gebäude handelt, sind mit dieser zentralen Eingangshalle, aber auch den unterschiedlich gestalteten Innenhöfen attraktive Räume entstanden, die die Aufenthaltsqualität ganz wesentlich bestimmen. Diese besondere Qualität der Gestaltung setzt sich auch im äußeren Erscheinungsbild des Baukörpers – verkleidet teilweise mit grün-

lich schimmerndem brasilianischem Naturstein – fort. Dabei soll der Naturstein an der rückwärtigen Fassade mit jedem geplanten Erweiterungsbauabschnitt an die neue Außenfront umgesetzt werden, er bleibt also dauerhaft erhalten. Durch unregelmäßig aus der Betonfassade hervorspringende Naturstein „schwerter“ werden auch die langen seitlichen Betonfassaden angenehm rhythmisiert. Das gänzlich neigungsfreie Dach wurde begrünt und trägt dazu bei, den Baukörper gut in das durch den Wald auf dem sogenannten Hirschgartendreieck geprägte Umfeld einzubinden. Ergänzt wird dies durch eine großzügig mit Baumgruppen, Rasenflächen mit Sitzgelegenheiten und begrüntem Versickerungsmulden gestaltete Umgebung des Gebäudes.

An den vier Innenhöfen ist auf jeder Etage ein für jeweils ein Magazinsegment zuständiger Magazinere Arbeitsplatz mit einer Station der Buchtransportanlage entstanden. Leseplätze sind im Speichermagazin in Friedrichshagen nicht vorgesehen. Vorhanden sind jedoch Arbeitsplätze, die zeitweilig für Projektkräfte oder auch zur Bearbeitung größerer Bestandsgruppen (z. B.





Zeitungen) genutzt werden können. Da die Staatsbibliothek überwiegend Zeitschriften bis 2010 nach Friedrichshagen verlagert, wurde auch eine Scanstation mit zwei Buchscannern und einem Mikrofiche-Scanner eingerichtet. Kennt der Leser die genauen Daten eines Zeitschriftenartikels, kann der Aufsatz vor Ort eingescannt werden. Der Band muss dann nicht transportiert werden, der Leser erhält den Text elektronisch.

Das Speichermagazin soll vor allem Zeitschriftenbestand der Staatsbibliothek bis zum Erscheinungsjahr 2010 aufnehmen. Hinzu kommen die ostasiatischen Bestände. Ab 2016 werden auch noch Zeitungen aus dem Westhafenspeicher nach Friedrichshagen verlagert. Die Bestellungen

werden elektronisch direkt an die Magazinbearbeitungsplätze übermittelt und per Buchtransportanlage zur Anlieferung transportiert. Täglich fährt ein LKW in das rund 22 Kilometer entfernte Friedrichshagen und bringt die Bände in das Haus, in dem der Leser sie benutzen möchte. Ziel ist es, dass kein Leser länger als 24 Stunden auf seine Bestellung warten muss.

Sehr frühzeitig stellte sich für uns die Frage, mit welchem Personal das neue Speichermagazin betrieben werden sollte. Personalabbau auf der einen Seite, jährlich wachsende Bestandszahlen und die Inbetriebnahme neuer Servicebereiche, z. B. im Haus Unter den Linden, auf der anderen Seite, erforderten neue Ideen. Die

Bücher, ganz im Grünen ... – und Natursteinschwerter rhythmisieren die Fassade

Drei Einrichtungen der Stiftung
Preußischer Kulturbesitz unter einem
Dach

(Fotos: Christine Kösser, Carola Seifert)



Staatsbibliothek wird daher den Betrieb des Speichermagazins an einen Dienstleister vergeben. Die Mitarbeiter dieses Dienstleisters heben die bestellten Bände aus, organisieren den Rücklauf und stellen auch die Bände für die Scanstation bereit. Auch der LKW, der notwendige Fahrer, die Kräfte, die das Verladen übernehmen, aber auch die Scanoperatoren sollen vom Dienstleister bereitgestellt werden, ebenso Hausmeister und Pförtner. Zu den Aufgaben des Dienstleisters gehören also sowohl der Betrieb des Bibliotheksmagazins (für die Staatsbibliothek und das IAI) wie auch der Betrieb des Gebäudes und die Pflege der Außenanlagen. Die Bibliothek wird gemeinsam mit dem IAI nur die Magazinleitung aus eigenem Personal stellen. Diese Kraft soll vor allem die Qualitätskontrolle gegenüber dem Dienstleister wahrnehmen, d. h. die ordnungsgemäße und sorgfältige Erledigung der Aufgaben kontrollieren, aber auch als Ansprechpartner für schwierige Fragen dienen. Außerdem wird die Magazinleitung Zeitungen betreuen, die wir als besonders fragilen

Sonderbestand dem Dienstleister nicht überlassen wollen.

Gegenwärtig wird für dieses umfangreiche Dienstleistungspaket eine europaweite Ausschreibung durchgeführt. Mit diesem umfangreichen Dienstleistungsprojekt betritt die Staatsbibliothek Neuland im deutschen Bibliothekswesen. Es wird zu gegebener Zeit über die Erfahrungen zu berichten sein.

Mit der Inbetriebnahme des Speichermagazins in Friedrichshagen im Mai 2014 gewinnt die Staatsbibliothek vor allem im Haus Potsdamer Straße den notwendigen Raum und die Gestaltungsfreiheit, neue Services für unsere Leser- und Leserinnen zu entwickeln. Freihandmagazine für die Sofortbereitstellung aktuellster Literatur, Gewinnung von Flächen für Teamarbeitsräume etc. sind planbar. Nach der baulichen und konzeptionellen Umgestaltung des Hauses Unter den Linden erhält damit auch das Haus Potsdamer Straße die Chance für eine Weiterentwicklung.

PAUL HEYSE – EIN LIEBLING DER MUSEN (1830–1914)

Unter diesem Titel zeigte die Bayerische Staatsbibliothek vom 4. April bis 1. August 2014 aus Beständen des umfangreichen Nachlasses eine Schatzkammerausstellung zum Gedenken an den vor 100 Jahren gestorbenen Dichter. Paul Heyse erhielt 1910 als erster deutschsprachiger Schriftsteller den Literaturnobelpreis und galt seinen Zeitgenossen weithin als Nachfolger Johann Wolfgang von Goethes (1749 bis 1832).

Heyses charismatische Ausstrahlung schildert Theodor Fontane (1819–1898) unter dem Titel „Ein Liebling der Musen“ 1867 in der Familienzeitschrift „Die Gartenlaube“ mit folgenden Worten:



„Heyse wurde sofort zum Mittelpunkt der Unterhaltung. Selbst Personen, die nur ungern auf ihr Rederecht Verzicht leisteten, ergaben sich ihm bald; auch der Eitelste empfand es als ein Vergnügen, ihn sprechen zu hören; man kam stillschweigend überein, ihn gewähren zu lassen. [...] Er durfte Alles sagen, Richtiges und Falsches. Sein rein auf die Sache gerichteter Eifer, dazu die Eleganz der Form, söhnten mit jedem Inhalt aus.“

Der 1830 in Berlin als Sohn und Enkel bedeutender Sprachwissenschaftler und einer jüdischen, mit der Familie Mendelssohn Bartholdy verwandten Mutter geborene Dichter fühlt sich bereits in seiner Jugendzeit zum Schriftsteller berufen. In lebenslanger, nahezu pausenloser Produktivität entsteht ein umfangreiches Werk. Neben unzähligen Gedichten verfasst er rund 180 Novellen, Versnovellen, ungefähr 60 Dramen, acht Romane, Übersetzungen aus dem Italienischen, Französischen, Spanischen und Englischen, viele Rezensionen und zahllose Briefe. Außerdem führt er ein Leben lang Tagebuch.

Erste Schülergedichte erregen die Aufmerksamkeit des fünfzehn Jahre älteren und in ganz Deutschland angesehenen Dichters Emanuel Geibel (1815–1884). Nach dem Abitur am humanistischen Friedrich-Wilhelms-Gymnasium studiert Heyse Klassische Philologie in Berlin, danach Romanistik und Kunstgeschichte in Bonn und promoviert über den Reim in

Dr. Ingrid Rückert
ist Leiterin des Referats für
Nachlässe und Autographen in der
Abteilung für Handschriften und
Alte Drucke der Bayerischen Staats-
bibliothek

Paul Heyse (1830–1914).
BSB: Bildarchiv



Die Redner bei der Ausstellungseröffnung: v.l.n.r. Dr. Dirk Heierer und Dr. Rolf Griebel, mit der Kuratorin Dr. Ingrid Rückert

der provenalischen Troubadourlyrik. Ein Stipendium des preußischen Kultusministeriums führt ihn im September 1852 für ein Jahr mit dem Auftrag nach Italien, um an den ehrwürdigen Bibliotheken des Landes nach unveröffentlichten romanischen Handschriften zu forschen.

Dieser Aufenthalt begründet Heyses Begeisterung für Italien von der Antike bis zur Gegenwart, für Literatur und Kunst ebenso wie für Land und Leute, die er über viele Jahre hinweg mit künstlerischem Auge und Blick für das Charakteristische auch auf zahlreichen Bleistiftskizzen festhält. Er lernt fließend Italienisch zu sprechen und beherrscht sogar den toskanischen Dialekt. Ein Leben lang wird er selbst aus dem Italienischen übersetzen, von einfachen Volksgedichten, die in den 1890er Jahren von Hugo Wolf (1860–1903) in seinem „Italienischen Liederbuch“ vertont werden, bis zu einer fnfbndigen Antho-

logie von „Italienischen Dichtern seit der Mitte des 18. Jahrhunderts“.

Noch überlegt Heyse, ob er seinen Lebensunterhalt als Romanist bestreiten soll, da erreicht ihn die Einladung des bayerischen Königs Maximilian II. (1811–1864), gegen ein Jahresgehalt von 1.000 Gulden nach München zu kommen. Geibel, der bereits zwei Jahre früher nach München berufen wurde, hat den nun 24-jährigen Dichter empfohlen, dem der Ruf vorausgeht, das Talent zu einem zweiten Goethe zu besitzen. Mit einem Schlag ist Heyse seiner Existenzsorgen ledig. Im Mai 1854 heiratet er die Tochter des bedeutenden Kunsthistorikers Franz Kugler (1808–1858), Margarethe (1834–1862), und zieht kurz darauf mit ihr nach München.

Heyses einzige feste Verpflichtung gegenüber dem König besteht darin, einmal wöchentlich an den gelehrten Abendversammlungen teilzunehmen, zu denen der Herrscher die geistige und künstlerische Elite Münchens einlädt. In freier Meinungsäußerung werden ohne Rücksicht auf Standesunterschiede und protokollarische Zwänge die neuesten Entwicklungen in den Wissenschaften, der Kunst und der Literatur vorgetragen und diskutiert.

Ungefähr der gleiche Personenkreis trifft sich ohne den König in der 1837 gegründeten „Gesellschaft der Zwanglosen“, deren geselliges Beisammensein der Schriftsteller und Maler Franz von Pocci (1807–1876) in Karikaturen festhält. Darüber hinaus gründen Geibel und Heyse 1856 die Dichtervereinigung „Das Krokodil“, die die Schriftsteller aus Nord und Süd zusammenführen und im Sinne der Ästhetik Geibels und Heyses stilbildend wirken soll.

Nach dem frühen und unerwarteten Tod König Maximilians II. im März 1864 verlassen viele der auswärtigen Dichter München, doch Heyse hat sich inzwischen etabliert und integriert, zudem 1867 in zweiter Ehe die 17-jährige Münchnerin Anna Schubart (1850–1930) geheiratet; seine erste Frau war nach der Geburt von vier Kindern 1862 in Meran gestorben. Zwei Berufungen nach Weimar lehnt er ab: 1858 aus Dankbarkeit gegenüber Maximilian II., der darauf Heyses Jahreseinkommen auf 1.500 Gulden erhöht; zehn Jahre später nicht zuletzt aus Rücksicht auf seine zweite Frau.

Stattdessen bestimmt Heyse sechzig Jahre lang das literarische Leben in München. Wie früher Goethe in Weimar hält er auf seine Art Hof und empfängt einen ständigen Strom von Gästen, die aus der Münchner Gesellschaft ebenso wie von weit her kommen.

Unter Maximilians Sohn König Ludwig II. (1845–1886) stehen im Mittelpunkt der Kulturpolitik nun die Opern Richard Wagners (1813–1883). Dennoch gewährt der neue König den Berufenen seines Vaters die jährlichen Gehaltszahlungen weiter. 1872 wird Heyse Mitglied im höchsten Orden für Nichtadlige, dem Königlich Bayerischen Maximiliansorden.

1868 erregt Geibel mit seinem Gedicht „An König Wilhelm“ von Preußen als zukünftigen Kaiser eines geeinten Deutschlands den Unwillen des Monarchen. Als er Geibel daraufhin das Jahresgehalt streicht, verzichtet Heyse aus Solidarität ebenfalls auf seine Pension. Ebenso geradlinig tritt Heyse 1887 aus dem Maximiliansorden aus, als Prinzregent Luitpold (1821–1912),



der Nachfolger König Ludwigs II., aus Rücksicht auf klerikale Kreise die Ernennung des österreichischen Dichters Ludwig Anzengruber (1839–1889) als neues Mitglied ablehnt.

Heyses Stellung ist inzwischen überregional, sogar international unangefochten. Seine Werke werden zeitnah in die meisten europäischen Sprachen übersetzt, seine Gedichte über 600mal von zeitgenössischen Komponisten vertont. Die von ihm

Franz von Pocci: Karikatur der „Zwanglosen“. BSB: Cgm 8026(5); Paul Heyse in der dritten Zeile links



Literaturnobelpreis für Paul Heyse:
Urkunde
BSB: Heyse-Archiv

herausgegebenen vielbändigen Anthologien deutscher und ausländischer Novellen füllen die Bücherschränke des gehobenen Bildungsbürgertums. Im 19. Jahrhundert gilt Heyse als wichtigster Vermittler der italienischen Literatur und des russischen Realismus, insbesondere Iwan Turgenjews (1818–1883) in Deutschland.

Damit wirkt Heyse ebenso geschmacksbildend wie durch die Weichen, die er als Mitglied bedeutender Institutionen des damaligen Literaturbetriebs stellt. Oft fungiert Heyse auch als persönlicher Ratgeber und Förderer.

Zum fünfzigsten Jubiläum von Heyses Übersiedelung nach München wird seine lange Verbundenheit mit der Stadt durch

eine prächtige offizielle Urkunde gewürdigt; zu seinem 75. Geburtstag ein Jahr später wird eine Straße nach ihm benannt. Ehrenbürger Münchens wird Heyse anlässlich seines 80. Geburtstags; außerdem verleiht ihm Prinzregent Luitpold den persönlichen Adel, von dem Heyse jedoch keinen Gebrauch macht. Als Höhepunkt der Anerkennung erhält er im Dezember 1910 den Literaturnobelpreis retrospektiv für sein Gesamtwerk, insbesondere für seine „weltberühmten Novellen“.

Heyse stirbt vier Monate vor Ausbruch des Ersten Weltkriegs. An den gewaltigen politischen und sozialen Umwälzungen zwischen 1848 und 1914 hatte er regen Anteil genommen, doch sollten sie sich in seiner aufs Zeitlose und Allgemeinmensch-

liche gerichteten Dichtung nicht niederschlagen.

Bereits 1930 und 1981 hat die Bayerische Staatsbibliothek den Schriftsteller mit Ausstellungen gewürdigt. Aus aktuellem

Anlass ist ein Begleitheft im Umfang von 60 Seiten erschienen, das ebenso wie die Publikation von 1981, „Paul Heyse: Münchner Dichtefürst im bürgerlichen Zeitalter“, über die Bayerische Staatsbibliothek erworben werden kann.

„WAS IHR WOLLT!“

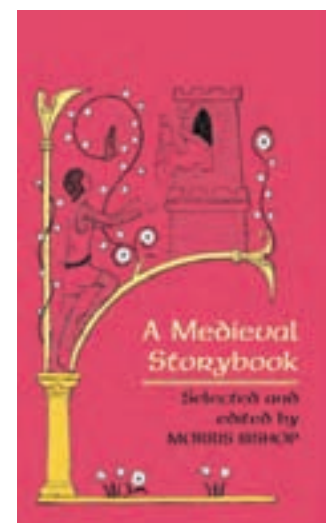
Nutzungsgesteuerter Einkauf von Medien an der Staatsbibliothek zu Berlin

PDA, DDA, POD, EBS ... Bibliothekare lieben Abkürzungen und so verwundert es nicht, dass für eine aktuell im Bibliothekswesen stark diskutierte Form des Bestandsaufbaus verschiedene rätselhafte Begriffe umherschwirren. Dabei ist die Idee dahinter bestechend einfach und im Grunde auch nicht neu: Es geht darum, die Wünsche der Leserinnen und Leser einer Bibliothek beim Aufbau der Bestände zu berücksichtigen. Klassischerweise gibt es dafür den Anschaffungsvorschlag: Nutzerinnen und Nutzer können ihrer Bibliothek konkrete Titel benennen, die aus ihrer Sicht gekauft werden sollten. Seit einigen Jahren haben sich durch den Medienwandel vom gedruckten Buch zu digitalen Publikationen weitergehende, innovative Möglichkeiten entwickelt, um Leserinnen und Leser noch stärker am Bestandsaufbau zu beteiligen. Einige davon werden derzeit von der Staatsbibliothek zu Berlin erprobt. Das grundlegende Verfahren ist dabei stets gleich: Es werden elektronische Publikationen im Katalog angezeigt, die noch nicht im Bestand der Bibliothek sind.

Erst wenn diese Titel von den Leserinnen und Lesern nachgefragt werden, kauft die Bibliothek sie auch tatsächlich bzw. ermöglicht den Zugriff auf die Inhalte. Dieser Prozess läuft aus der Perspektive der Nutzerinnen und Nutzer unbemerkt ab: Diese suchen wie gewohnt im Katalog der Staatsbibliothek zu Berlin und stoßen dabei auf interessante Inhalte, die sie sofort und ohne weitere Hürden nutzen können, obwohl diese zuvor noch nicht von der Bibliothek gekauft worden sind.

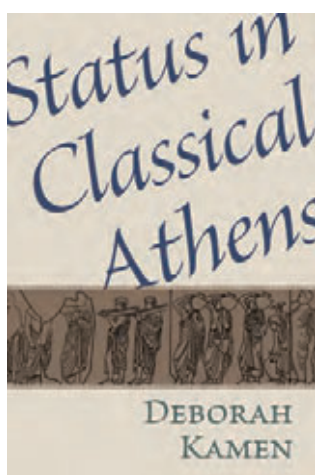
Die Vorteile für die Nutzerinnen und Nutzer liegen auf der Hand: Es können deutlich mehr Titel angeboten werden, als die Bibliothek realistisch kaufen könnte. Mittels dieser vergrößerten Angebotsbreite kann sie ihren Service deutlich verbessern. Die Leserinnen und Leser müssen anders als beim Anschaffungsvorschlag den konkreten Titel nicht bereits im Vorfeld kennen, sondern sie werden passend zu ihrer Suche im Katalog auf möglicherweise für ihr Thema interessante Titel aufmerksam gemacht. Zudem stehen die Titel

Janin Taubert
ist Erwerbungsreferentin in der
Abteilung Bestandsaufbau





schneller als sonst zur Verfügung. Aber auch für die Bibliothek hat diese Ergänzung der üblichen Beschaffungswege für Literatur viele Vorteile. In Zeiten, in denen die Medienproduktion stetig zunimmt, aber die Etats gleich bleiben oder sinken, kann kaum noch vollständig gesammelt werden. Jedoch ist es gerade bei spezieller Forschungsliteratur schwer im Voraus zu entscheiden, welcher Titel für die Forschung tatsächlich relevant ist. Mittels nutzungs-gesteuerter Erwerbung werden in solchen Fällen die Gelder der Bibliothek zielgenau und effizient eingesetzt, indem erworben wird, was die Wissenschaft auch wirklich benötigt. Zudem lernt die Bibliothek die Bedürfnisse der Nutzerinnen und Nutzer besser kennen und hat die Chance, einen Dialog mit ihren Leserinnen und Lesern zu eröffnen. Über diesen werden gegebenenfalls Lücken im Bestand sichtbar, die dann kompensiert werden können. Zum Beispiel kann es vorkommen, dass stark interdisziplinäre Titel von der Bibliothek zunächst nicht gekauft werden, weil sie nicht eindeutig einem Fach zugeordnet sind und aufgrund der Fächer- bzw. Zuständigkeitsgrenzen in der Bibliothek mitunter nicht ausreichend berücksichtigt werden. Gerade solche Titel bekommen dank nutzungs-gesteuerter Erwerbung eine weitere Chance, doch noch in den Bestand zu gelangen.



Das erste Pilotprojekt läuft bereits seit September 2013 und umfasst E-Books aus den Bereichen Soziologie, Theologie und Sprach- und Literaturwissenschaften. Die wissenschaftlichen, überwiegend englischsprachigen Titel werden vom Anbieter *Ebrary* gemeinsam auf einer Plattform angeboten. Insgesamt stehen dort aktuell rund 700.000 E-Books zur Auswahl. Die

Bibliothek kann die Anzahl der Titel nicht nur durch die Auswahl bestimmter Fächer einschränken, sondern auch dadurch, dass sie bestimmte Verlage oder Publikationsformen ausschließt. Die derart für das Pilotprojekt an der Staatsbibliothek zu Berlin ausgewählten 3.000 Titel werden im Katalog wie üblich angezeigt und stehen zur sofortigen und vollen Nutzung zur Verfügung. Wenn der Titel eine Nutzung erfährt, die über ein einfaches Aufrufen oder Anlesen des Buches hinausgeht, wird das E-Book für eine bestimmte Zeit gegen eine geringe Gebühr, die deutlich unter dem Kaufpreis liegt und von der Staatsbibliothek zu Berlin an den Anbieter zu zahlen ist, ausgeliehen. Man wird automatisch auf die Plattform *Ebrary* weitergeleitet und kann das E-Book dort für diesen Zeitraum unbegrenzt nutzen. Dies wird als sogenannte Kurzausleihe bezeichnet. Es findet nach der ersten Kurzausleihe zwar eine grobe formale und inhaltliche Prüfung durch die Bibliothek statt (z. B. ob der Titel bereits gedruckt im Bestand ist), aber der Titel wird nicht sofort von der Bibliothek gekauft, d. h. sie greift nicht weiter in den Ablauf ein. Endgültig gekauft wird das E-Book erst, wenn eine bestimmte, derzeit recht geringe Anzahl von Kurzausleihen erreicht ist. Deswegen spricht man hier von einem unmoderierten Modell. Auf diese Weise kommen nur die Titel langfristig in den Bestand, die stark nachgefragt sind. Zugleich können durch die Kurzausleihen einmalige und kurzfristige Bedürfnisse der Leserinnen und Leser unmittelbar bedient werden. Dieses Angebot wird von den Nutzerinnen und Nutzern der Staatsbibliothek zu Berlin bisher sehr gut angenommen. Im Durchschnitt werden pro Tag zwei E-Books aus dem Titelpool des Pilotprojektes genutzt, was an-

gesichts der im Vergleich zu Projekten anderer Bibliotheken eher geringen Gesamt-titelmenge von 3.000 E-Books ein Erfolg ist. Die meisten Titel erfahren dabei nur eine einmalige Nutzung, was wiederum belegt, dass die Titel oft einen sehr speziellen, kurzfristigen Bedarf befriedigen.

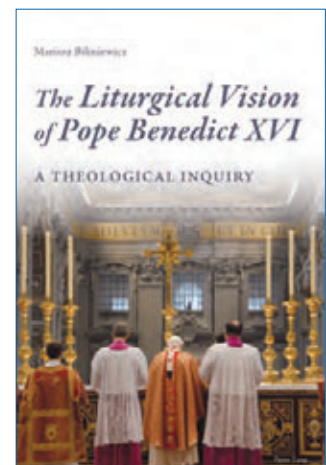
An diesen Erfolg anknüpfend hat die Abteilung Bestandsaufbau der Staatsbibliothek zu Berlin seit April 2014 ein weiteres Pilotprojekt zu nutzungsgesteuerter Erwerbung im Bereich elektronische Medien gestartet. Bei dieser Variante handelt es sich um ein verlagsbasiertes und medienübergreifendes Modell in Kooperation mit dem Verlag De Gruyter. In dem Gesamtpaket mit über 12.000 Titeln sind nun neben E-Books auch Datenbanken und E-Journals aus dem geistes- und sozialwissenschaftlichen Bereich enthalten, die regelmäßig aktualisiert werden. Es wird ebenfalls ein unmoderiertes Verfahren eingesetzt, aber im Vergleich zur ersten Variante gibt es einige Unterschiede: Anstatt der Kurzausleihen können die Nutzerinnen und Nutzer für die Dauer von zwölf Monaten auf alle Titel des Paketes unbegrenzt zugreifen. Am Ende der Projektlaufzeit erhält die Bibliothek eine differenzierte Nutzungsstatistik und erfährt dadurch, welche Titel besonders gefragt waren und mehrfach genutzt wurden. Diese Information kann dann dazu verwendet werden, um gezielt die stark nachgefragten Titel langfristig für den Bestand zu erwerben. Unsere Nutzerinnen und Nutzer werden bei der Recherche im Katalog jedoch keinen Unterschied merken, ob sie nun ein E-Book aus dem ersten oder zweiten Projekt lesen – es wird ihnen in gewohnter Qualität zur Verfügung stehen. Die Vorteile des zweiten Modells sind lediglich

nach innen sichtbar, da ein geringerer Aufwand für die Bibliothek anfällt.

Zum Schluss soll nicht unerwähnt bleiben, dass derzeit noch ein drittes Vorhaben in Planung ist. Ziel ist es, dass die Nutzerinnen und Nutzer der Staatsbibliothek zu Berlin zukünftig ebenso gedruckte Bücher direkt aus dem Katalog heraus zum Kauf vorschlagen können. Es ist gewissermaßen eine Übertragung des Modells für nutzungsgesteuerte Erwerbung von digitalen Medien auf physische Medien. Hierbei werden nach dem gleichen Prinzip Titel in den Katalog eingespielt, die noch nicht im Bestand der Bibliothek sind. Man wird bei der Suche im Katalog darauf aufmerksam gemacht, dass passend zur Suchanfrage weitere Titel aus dem Buchhandel besorgt werden könnten. Bei Interesse kann man direkt aus dem Katalog nach entsprechender Authentifizierung und kurzer Begründung des Bestellwunsches einen Anschaffungsvorschlag machen, der dann von der Bibliothek bevorzugt realisiert wird.

Es bleibt spannend, wie diese Angebote, die den konventionellen Bestandsaufbau sinnvoll ergänzen können, weiterhin angenommen werden und wie sich der Dialog mit den Nutzerinnen und Nutzern der Staatsbibliothek zu Berlin dadurch zukünftig entwickeln wird.

P.S.: Für alle geeigneten Leserinnen und Leser, die auf die Auflösung der eingangs erwähnten Abkürzungen nicht verzichten möchten, sei dies hiermit nachgeholt:
PDA = Patron Driven Acquisition,
DDA = Demand Driven Acquisition,
POD = Purchase On Demand,
EBS = Evidence Based Selection



NEUN JAHRZEHNTE AUTORENKORRESPONDENZ IN 650 ÖLTÜTEN

Die Freunde der Staatsbibliothek zu Berlin finanzieren die
Teilerschließung des Verlagsarchivs Vandenhoeck & Ruprecht

Gwendolyn Mertz
ist Leiterin der Geschäftsstelle des
Freundes- und Fördervereins,

der Verlagshistoriker
Dr. Thomas Keiderling
bearbeitet derzeit das Verlagsarchiv

*Kopierbuch mit den Abschriften der
Ausgangspost*

Als am 4. Juli 2011 das Archiv des Verla-
ges Vandenhoeck & Ruprecht feierlich an
die Staatsbibliothek zu Berlin übergeben
wurde, hielten rund 4.000 Aktenordner
Einzug in die Magazinräume des Hauses
am Kulturforum. Bereits 1735 wurde der
Verlag Vandenhoeck & Ruprecht durch
den Niederländer Abraham Vandenhoeck
in Göttingen gegründet und wird von der
zweiten Generation an bis heute durch
die Familie Ruprecht fortgeführt. Seit dem
19. Jahrhundert gehört er zu den bedeu-
tendsten deutschen Wissenschaftsverlagen.
Der Schwerpunkt liegt bei der Theologie,
bei Religion, Geschichte, Altertumswissen-
schaft, Philosophie und Philologie. Unter
den Verlagsautoren finden sich Namen
wie Theodor W. Adorno, Paul Althaus,

Richard Kabisch, Paul Kretschmer, Ernst
Lohmeyer, Heinrich Spanuth, Friedrich
Spitta, Julius Smend oder Max Weber, um
nur einige zu nennen. Die Verleger Ru-
precht engagierten sich aber auch im Bör-
senverein des Deutschen Buchhandels und
gestalteten somit aktiv die Branchenpolitik
mit.

Rechnet man ca. zehn Aktenordner auf
einen Meter, umfasst das Vandenhoeck &
Ruprecht-Archiv rund 400 Regalmeter und
ist somit in etwa so groß, wie die ebenfalls
in den Magazinen der Staatsbibliothek auf-
bewahrten Verlagsarchive von Mohr Sie-
beck in Tübingen und de Gruyter in Berlin.
Zusätzlich verfügt die Handschriftenabtei-
lung der Staatsbibliothek, teils als Deposi-
tum, über weitere Bestände, beispielsweise
des Aufbau-Verlags Berlin. Insgesamt han-
delt es sich um mehr als 1.200 Regalmeter
zum Verlag und Buchhandel. Neben dem
Deutschen Literaturarchiv Marbach und
dem Staatsarchiv Leipzig gehört nun auch
die Staatsbibliothek zu Berlin zu den be-
deutendsten Forschungseinrichtungen auf
diesem Gebiet. Der Schwerpunkt liegt in
Berlin freilich auf den Wissenschaftsverla-
gen.

Die Inbesitznahme ist jedoch nur der An-
fang, denn erst mit der Erschließung wird
der Reichtum des historischen Materials



offenbar und der Nutzung zugänglich. Zweieinhalb Jahre lang finanzierten die Freunde der Staatsbibliothek zu Berlin e.V. eine Teilerschließung des Bestandes. Den Auftrag erhielt Dr. Thomas Keiderling, Verlagshistoriker aus Leipzig. Seit mehreren Jahren befasst er sich mit Buchhandels- und Verlagsgeschichte – als Nutzer und als Archivar. So hat er 2005 eine Verlagsgeschichte des Hauses F. A. Brockhaus vorgelegt und hierzu im Vorfeld auch das Mannheimer und Leipziger Verlagsarchiv in eine benutzbare Ordnung gebracht. Neben der Erfassung von Autographen bot er hier zusätzlich eine Beratung für den Verlag, wie man im digitalen Zeitalter den E-Mail-Wechsel sinnvoll archivieren kann. Am Göttinger Archiv des Verlagshauses Vandenhoeck & Ruprecht fasziniert Thomas Keiderling besonders, dass es keinerlei Kriegszerstörungen aufweist. Alle Leipziger Verlagsnachsätze, mit denen er zuvor arbeitete, sind Rumpfbestände, die den schweren alliierten Luftangriff vom Dezember 1943 überstanden.

Thomas Keiderling erfasste zunächst die Autor-Verleger-Korrespondenz. Sie ist das Kernstück eines jeden Verlagsarchivs und wird auch am stärksten von den Nutzerinnen und Nutzern nachgefragt. Diesen Teilbestand, der sich in der „Gruppe G“ befindet, bearbeitete er von den Anfängen bis ca. 1980. Darüber hinaus gibt es Unterlagen der Geschäftsleitung, Bilanzen, Verlagsverträge, Briefkopierbücher, Redaktions-Aufzeichnungen zu einzelnen Buchreihen, Herstellungs- und Vertriebsakten, eine Rezensionen-Sammlung und schließlich Unterlagen zu Anzeigen und Verlagswerbung, die erst später erschlossen werden.



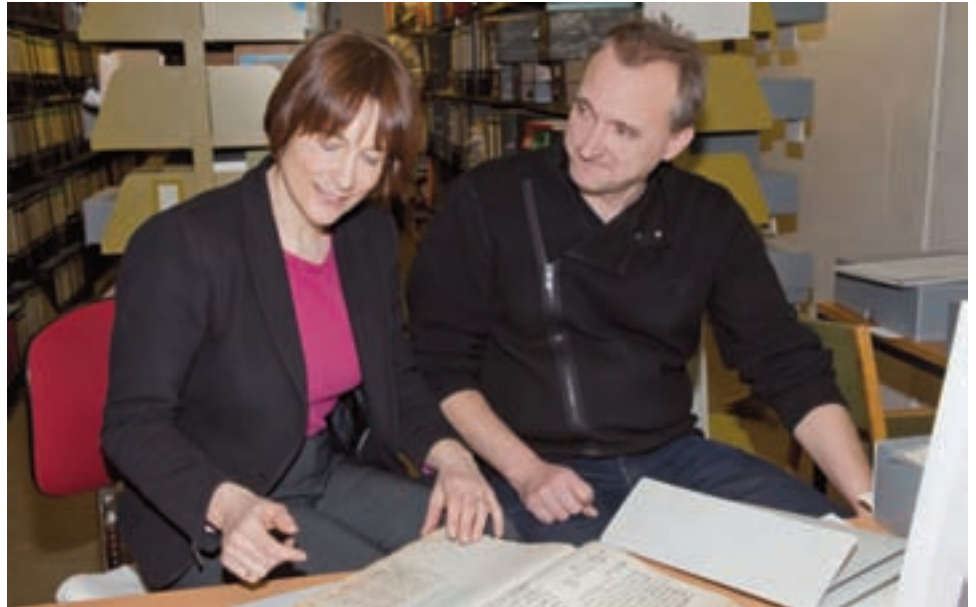
Zunächst wurden im Verlag die Unterlagen nicht systematisch gesammelt. Nur einzelne Dokumente wie beispielsweise Verlagsverträge oder Rechnungsbücher reichen bis auf das 18. Jahrhundert zurück, aber die Autor-Verleger-Korrespondenz beginnt erst mit dem Jahr 1887/88. Möglicherweise setzte die systematische Dokumentation mit dem Geschäftsantritt der vierten Unternehmergeneration, der Brüder Wilhelm und Gustav Ruprecht, ein –

Aufbewahrungsmöglichkeiten der Korrespondenz – von den Öltaschen bis zum Aktenordner

Öltasche, Briefkonvolut und die fertig bearbeitete Korrespondenz in Mappen



Gwendolyn Mertz und Dr. Thomas Keiderling im Magazin der Handschriftenabteilung inmitten des Verlagsarchivs Vandenhoeck & Ruprecht



und vielleicht gab es auch äußere Beweggründe zum Nachweis von Firmenunterlagen. So steht das Doppeljahr 1887/88 für eine wichtige Reform im deutschen Buchhandel. Damals wurde die Ladenpreisbindung für Bücher eingeführt, so dass viele Abläufe erstmals durch eine buchhändlerische Geschäftsordnung geregelt wurden. Auch bei Mohr Siebeck beginnt die Überlieferung der Korrespondenz etwa in diesem Zeitraum. Interessant ist, dass die Verlage zu Beginn nur wenige Erfahrungen besaßen, wie man ein eigenes Firmenarchiv wohl führt. Sie machten vieles intuitiv und begingen in der Tat auch einige „Fehler“ – die heute eine Chance für die Forschung sind. So wurden anfangs in der Bestandsgruppe „G“ nicht nur Autorenbriefe gesammelt, sondern auch Buchbestellungen von Kunden und die Geschäftskorrespondenz mit Zulieferbetrieben wie Papierfabriken, Druckereien, Buchbindereien oder Abnehmern aus dem Buchhandel. Um 1917 erkannte man: sinnvoll ist eigentlich, allein die Autorenbriefe aufzuheben, das restliche Material wurde fortan

nicht mehr abgelegt. Somit liegt durch diese ungewöhnliche Ablage ein singulärer Teilbestand von Geschäftskorrespondenzen des Deutschen Kaiserreichs vor. Diese Unterlagen geben Auskunft, an wen der Verlag die Bücher verkaufte und zu welchen Konditionen dies geschah. Es gibt bereits mehrere Nutzeranfragen hierzu.

Eine zweite Besonderheit aus der verlags-eigenen Archivarbeit der Anfangsjahre bestand darin, das A bis Z der Autorenbriefe jahrweise abzulegen. Wenn sich ein Verlagsmitarbeiter nun die Korrespondenz mit einem Autor ansehen wollte, die sich über 20 Jahre erstreckte (durchaus keine Seltenheit), musste der Archivar 20 verschiedene Stellen in der Ablage konsultieren. Erst 1937 wurde dies dahingehend geändert, die Briefe eines Autors nur noch an einer Stelle, nämlich alphabetisch sortiert, aufzubewahren.

Verwahrt wurden die gesammelten Dokumente in Öltüten, Taschen also aus staub- und wasserabweisendem Papier. Die Be-

arbeitung des Materials in der Staatsbibliothek geht nun so vor sich: Nach dem Öffnen der Öltüten werden alle metallenen Gegenstände wie Büro- und Heftklammern entfernt, dann die einzelnen Blätter foliiert – d. h. die einzelnen Blätter werden am oberen rechten Rand mit Bleistift nummeriert – und schließlich die Briefe in säurefreie Mappen und Kartons eingelegt. Diese langwierige Vorbereitung vor der eigentlichen Erfassung der Dokumente wird bisweilen noch um einen weiteren Schritt verlängert, da man in den 1920er Jahren die Briefe auf ein kleines Format faltete und ca. jeweils 50 Schreiben mit einem dicken Bindfaden zusammenband. Das Auseinanderfalten und Glätten muss behutsam vonstatten gehen, um das Papier nicht zu brechen. Der Erhaltungszustand ist jedoch Dank der Öltüten sehr gut. Dann beginnt die eigentliche Wertschöpfung: das Erfassen in der Datenbank KALLIOPE. Ab diesem Zeitpunkt ist das Dokument der Öffentlichkeit zugänglich.

KALLIOPE erleichtert die Recherche von Nachlässen und Autographen in Bibliotheken, Archiven und Museen. Die Staatsbibliothek zu Berlin hat diese nationale Verbunddatenbank mit Unterstützung der Deutsche Forschungsgemeinschaft seit den 1990er Jahren aufgebaut. KALLIOPE besitzt mit derzeit über 2,5 Mio. Nachweisen zu Nachlässen und Autographen das Potential, zum ersten und zentralen Sucheinstieg für verlagshistorische Recherchen zu avancieren, denn gegenüber anderen Programmen bietet sie die sehr vorteilhafte Vernetzung der Bestände von über 950 Einrichtungen in ganz Europa. Jede Person oder Institution (Firma, Verein oder Gesellschaft) wird mit einem eindeutigen Normdatensatz verknüpft, der wiederum

Teil der weltweit operierenden „Gemeinsamen Normdatei“ ist. Alle Nachlässe und Archivalien werden in KALLIOPE diesem zentralen Eintrag zugeordnet. Ganz konkret bedeutet dies für das Archiv Vandenhoeck & Ruprecht, dass die Vernetzungen zwischen dem Verlag und den Autoren und weiteren Firmen deutlich sichtbar werden. Vermutlich sind mit Projektabschluss im Oktober 2014 ca. 10.000 bis 12.000 Personen und Institutionen aus dem Verlagsarchiv mit ihren Briefen verzeichnet, von denen ein Viertel mit einem eigenen Datensatz neu angelegt wurde. Wie kurz der Weg zwischen der Verzeichnung in KALLIOPE und einer ersten Nutzeranfrage sein kann, zeigt das Beispiel Max Webers. Kaum waren mehrere Briefe des Soziologen eingegeben, lag wenige Tage später bereits die Anmeldung der Bayerischen Akademie der Wissenschaften vor. Sie gibt derzeit eine Max-Weber-Gesamtausgabe heraus – und durch die Erfassung in KALLIOPE konnten nun auch alle Weber-Briefe im Bestand Vandenhoeck & Ruprecht berücksichtigt werden.

So erlaubt das Verlagsarchiv Vandenhoeck & Ruprecht präzise Einblicke in das publizistische Schaffen von Generationen. Viele Autoren meldeten sich bereits als Studenten oder Doktoranden beim Verlag und erhielten schließlich einen Ruf als Professor – detailreich wird der Entstehungsprozess der Publikationen, den Produkten eines Wissenschaftslebens, belegt. Nicht wenige Ideen zu neuen Vorhaben lehnte der Verlag allerdings aus wirtschaftlichen Gründen ab. Am Ende der Korrespondenz findet sich zumeist die Todesanzeige. Der Briefwechsel wird aber auch in einigen Fällen mit den Erben fortgeführt.

„LORSCHER ARZNEIBUCH“ IM UNESCO-REGISTER MEMORY OF THE WORLD

Prof. Dr. Werner Taegert
ist Direktor der Staatsbibliothek
Bamberg

Unter den zehn regionalen Staatlichen Bibliotheken, die der Bayerischen Staatsbibliothek unmittelbar nachgeordnet sind, kommt der Staatsbibliothek Bamberg die größte Bedeutung zu. Sie ist Allgemeinbibliothek, Regionalbibliothek und Forschungsbibliothek in einem, mit ausgeprägter geistes- und kulturwissenschaftlicher Ausrichtung.

Die Staatsbibliothek Bamberg hütet als „Gedächtnis“ des ehemaligen Fürstbistums Bamberg die Handschriften und alten Drucke der in der Säkularisation 1802/03 aufgelösten Stifte und Klöster des Hochstifts Bamberg sowie der seinerzeit gleichfalls aufgehobenen alten Universität Bamberg.

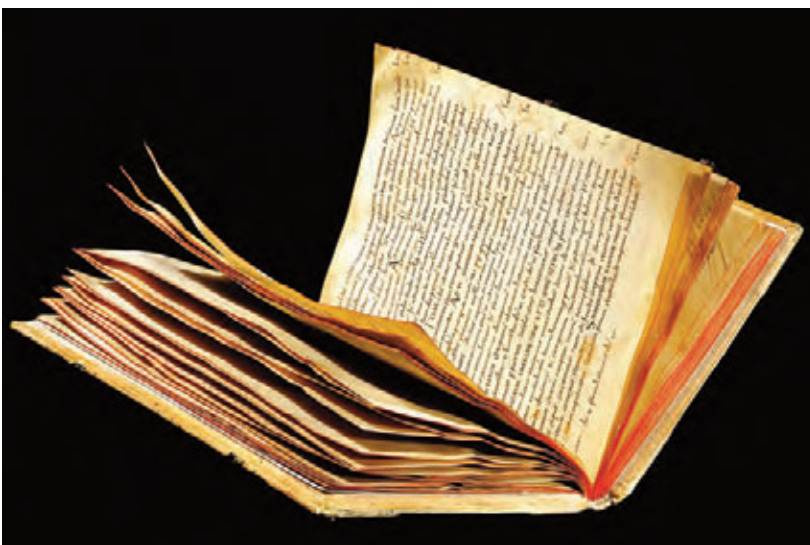
Wertvollster Fundus sind die Kodizes aus der vormaligen Bamberger Dombibliothek

und aus dem Domschatz. In diesem heute weltberühmten Kernbestand der Handschriften ragen die Stiftungen des Bistumsgründers Heinrich II. hervor – die einzige am Ursprungsort erhaltene kaiserliche Bibliothek des frühen Mittelalters.

Zwei Miniaturhandschriften, geschaffen um die erste Jahrtausendwende auf der Bodenseeinsel Reichenau, wurden im Jahr 2003 vom Internationalen Komitee für das UNESCO-Programm „Memory of the World“ in das Weltregister des Dokumentenerbes aufgenommen. Zehn Jahre später wurde das „Lorscher Arzneibuch“ in gleicher Weise geadelt.

Die Akkreditierung des „Lorscher Arzneibuchs“ wurde im Folgejahr, am 2. September 2014, mit einem Festakt gewürdigt. Eine ansehnliche Schar illustrierter Gäste gab dem herausragenden Ereignis die Ehre. Angereist war auch eine ansehnliche Delegation der Karolingerstadt Lorsch, zusammen mit Bürgermeister Christian Schöning und dem Leiter der UNESCO-Welterbestätte Kloster Lorsch Dr. Hermann Schefers.

Grußworte sprachen der Bayerische Staatsminister für Bildung und Kultus, Wissenschaft und Kunst Dr. Ludwig Spaenle und der Generaldirektor der Bayerischen Staatsbibliothek Dr. Rolf Griebel. Den Festvortrag zum Thema „Tradition des



Wissens in der Heilkunst. Das Lorscher Arzneibuch im Gedächtnis der Menschheit“ hielt Prof. Dr. Joachim-Felix Leonhard, der Vorsitzende des Nationalen Nominierungskomitees für das UNESCO-Programm „Memory of the World“. Die Urkunde wurde vom Präsidenten der Deutschen UNESCO-Kommission Minister a. D. Walter Hirche an den Direktor der Staatsbibliothek Bamberg Prof. Dr. Werner Taegert überreicht.

Das „Lorscher Arzneibuch“ – auf dem Erbweg von Kaiser Otto III. in den Besitz Heinrichs II. gelangt – ist das älteste erhaltene Buch zur Klostermedizin aus dem abendländischen Frühmittelalter. Es markiert den Beginn der wissenschaftlichen Medizin im westlichen Europa. Entstanden ist es um das Jahr 795 in der südhessischen Benediktinerabtei Lorsch (seit 1991 UNESCO-Weltkulturerbe). Vor 1000 Jahren gelangte es durch Kaiser Heinrich II. nach Bamberg.

Die Handschrift stellt einen Meilenstein in der Medizingeschichte dar. Sie ist ein einzigartiges Zeugnis für die Neubewertung der antiken Medizin im Zuge der karolingischen Renaissance unter Karl dem Großen. Sie verbindet erstmals die Erkenntnisse der antiken, d. h. griechisch-römischen Medizin mit christlichen Glaubensinhalten. Seither galt die Behandlung Kranker nicht mehr als unstatthafter Eingriff des Menschen in den Heilsplan Gottes, sondern als Akt christlich gebotener Nächstenliebe.

Das Weltregister der UNESCO umfasste bislang bereits etliche kultur- und wissenschaftsgeschichtlich herausragende medizinische und pharmazeutische Dokumente, die verschiedenen Kulturkreisen und Epochen angehören. In diesem virtuellen Ensemble füllt nun das Lorscher Arzneibuch als erstes europäisches Dokument aus dem (frühen) Mittelalter eine eklatante Lücke.

* * *

DEPOSITUMSVERTRAG ÜBER WERTVOLLE MUSIKHANDSCHRIFT

Die Bayerische Staatsbibliothek und die Israelitische Kultusgemeinde München haben am 8. Juli 2014 einen Vertrag zur Aufbewahrung der Musikhandschrift „Gottesdienstliche Gesänge der Israeliten in Wien“ aus dem Jahr 1832 in der Bayerischen Staatsbibliothek geschlossen. Damit wird der bereits vorhandene Bestand der Bibliothek an Musikquellen zur synagogalen Musik und ihrer Geschichte um ein weiteres, äußerst wertvolles Dokument bereichert.

Es handelt sich um eine gebundene Handschrift mit 92 liturgischen Musikstücken in Hebräisch, die aus den frühen Beständen der Bibliothek der Israelitischen Kultusgemeinde München stammt. Entdeckt haben die Handschrift der israelische Musikwissenschaftler Alon Schab (University of Haifa) und der Münchner Dirigent und Historiker David Rees.

Für die Geschichte der jüdischen Musik ist die Handschrift als frühe Version des vom Wiener Kantor Salomon Sulzer herausgegebenen, grundlegenden Werkes der Synagogenmusik „Schir Zion“ relevant. Außerdem belegt sie einen bisher unbe-





Dr. h.c. Charlotte Knobloch und
Dr. Rolf Griebel bei der Vertragsunter-
zeichnung
(Foto: M. Gümber)

kannten Dialog zwischen den Münchner und Wiener Gemeinden bei ihren Bemühungen um eine repräsentative Musik als Teil eines modernen, den neuen Synagogen in beiden Städten entsprechenden Gottesdienstes.

DIGITALISIERUNG DER „RHEINSBERGER ZEITUNG“ ABGESCHLOSSEN

Im Juni konnte das Kooperationsprojekt der Zeitungsabteilung der Staatsbibliothek zu Berlin mit dem Verein „Stadtgeschichte Rheinsberg e.V.“ zur Digitalisierung der „Rheinsberger Zeitung“ erfolgreich abgeschlossen werden. Das Projekt wurde mit Mitteln des Kulturministeriums des Landes Brandenburg gefördert. Ziel war es, exemplarisch für andere Regionalzeitungen des Berliner Umlands den historischen Bestand der „Rheinsberger Zeitung“ über fast zwei Jahrzehnte zu digitalisieren, bibliothekarisch zu erschließen und einer breiten Öffentlichkeit im Internet zu präsentieren. Die „Rheinsberger Zeitung“, die im Zeitraum von 1895 bis 1942 erschien, ist nur noch in der Staatsbibliothek zu Ber-

lin und auch hier lediglich in den Jahrgängen von 1925 bis 1942 nachweisbar. Durch den fortschreitenden Papierzerfall ist das Original nicht mehr benutzbar, so dass die Informationen nur mittels Digitalisierung erhalten werden können. Die in der Staatsbibliothek zu Berlin vorhandenen Jahrgänge dokumentieren wichtige Wendepunkte der deutschen Geschichte – die Weimarer Republik, die Weltwirtschaftskrise, die Machtergreifung der Nationalsozialisten und das NS-Regime sowie den Ausbruch und Fortgang des Zweiten Weltkriegs im Spiegel einer Regionalzeitung. Damit bildet dieser Bestand eine wichtige Ergänzung zu den überregionalen bzw. zu den großen Berliner Zeitungen. Die Digitalisate der „Rheinsberger Zeitung“ sind nun im Zeitungsinformationssystem ZEFYS der Staatsbibliothek und auf der Homepage des Vereins für Stadtgeschichte Rheinsberg e.V. abrufbar.
<http://zefys.staatsbibliothek-berlin.de/>

DER KINI LEBT!

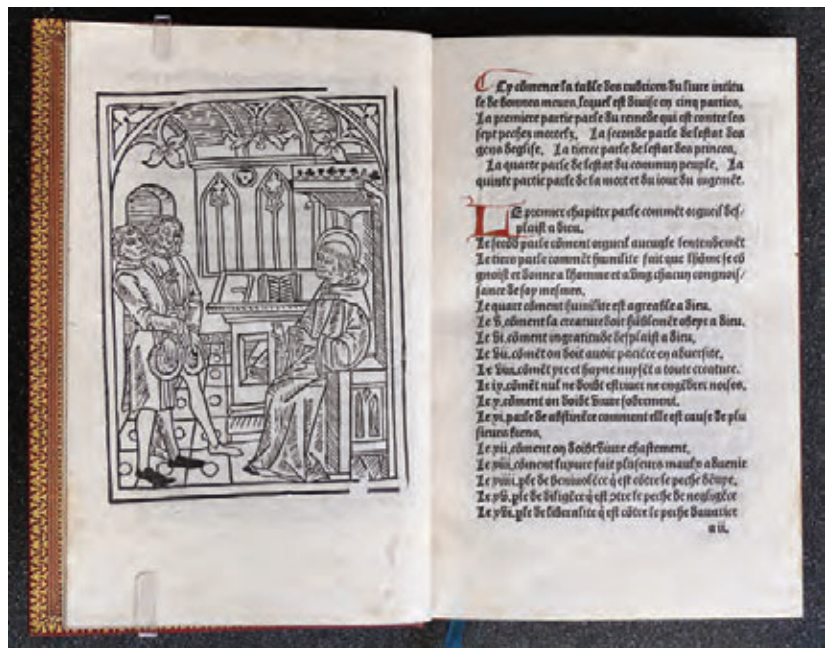
Umfangreiches Update der Erfolgs-App „Ludwig II“

Anlässlich des 150. Jahrestages der Thronbesteigung König Ludwigs II. präsentiert die Bayerische Staatsbibliothek in diesem Jahr ein umfangreiches Update der Königs-App „Ludwig II – Auf den Spuren des Märchenkönigs“. Die iPhone-App bietet neben einem umfangreichen Content-Angebot, in dem das Leben und Wirken von König Ludwig II. multimedial dargestellt wird, auch faszinierende Augmented Reality Features, die mit Hightech Geschichte erfahrbar machen. Die App hat in der neuen Version 2.0 ein umfangreiches technisches Refactoring erfahren. Das Design wurde

vollständig neu gestaltet und auf die iOS7-Designlinie abgestimmt. Auch die Augmented Reality Features wurden auf den neuesten Stand der Technik gebracht. Unter anderem wurde die 3D-Erkennung der Wintergarten-Simulation verbessert, mit der man Ludwigs legendären Wintergarten auf der Münchner Residenz virtuell „erscheinen“ lassen kann. Und auch inhaltlich bietet die neue Version der App spannende Ergänzungen: Für die Bereitstellung weiterer Inhalte konnte der Wittelsbacher Ausgleichsfonds als weiterer Kooperationspartner gewonnen werden. Dadurch war es möglich, zusätzliche Points of Interest, wie z. B. das Museum der bayerischen Könige in Hohenschwangau aufzunehmen und bestehende Points of Interest mit Fotos aus dem Bestand des Wittelsbacher Ausgleichsfonds aufzuwerten. Weiteres ergänzendes Bildmaterial wurde von der Bayerischen Schlösserverwaltung zur Verfügung gestellt. Die App ist weiterhin, auch in der Version 2.0, kostenlos im App-Store von Apple erhältlich. Die Inhalte sind in deutscher und englischer Sprache verfügbar.

ANKAUF EINES VOLLSTÄNDIG ERHALTENEN WIEGENDRUCKS VON 1486

Erneut konnte dank sehr großzügiger Unterstützung der B. H. Breslauer Foundation für das Inkunabelreferat der Handschriftenabteilung der Staatsbibliothek zu Berlin ein hochklassiger Wiegendruck erworben werden: Jacques Legrand, Sophologium, franz. Bearbeitung (Le livre de bonnes meurs), Paris: Pierre Levet, 26. September 1486 (GW M17686; Signatur 8° Inc 4737.5). Obwohl diese um 1400 entstandene moralphilosophische Spruch-



sammlung sich im späten Mittelalter größter Beliebtheit erfreute, sind alle französischsprachigen Ausgaben heute extrem selten. So handelt es sich hierbei um das einzige vollständig erhaltene Exemplar weltweit. Die Digitalisierung wird derzeit vorbereitet.

„ZUR SACHE“

Im Rahmen der neuen Veranstaltungsreihe „Zur Sache ...“ – Autoren in der Staatsbibliothek präsentierte Eva Gesine Baur am Mittwoch, 14. Mai 2014, ihr neues Buch „Mozart – Genius und Eros“. Im Gespräch mit Moderator Jürgen Seeger (Bayerischer Rundfunk) schilderte die Autorin Mozarts Leben, ohne zu beschönigen, dass der Schöpfer unfassbarer Musik auch eine dunkle Seite hatte. Die Gäste im bis zum letzten Platz gefüllten Fürstensaal folgten einer angeregten Unterhaltung mit musikalischer Umrahmung durch die Londoner Pianistin Diana Ketler.



Im Herbst wird die überaus erfolgreiche Veranstaltungsreihe mit zwei weiteren Buchpräsentationen in der Staatsbibliothek fortgeführt. Kooperationspartner der vom Verein der Förderer und Freunde initiierten Sachbuch-Lesereihe sind die Verlage Carl Hanser und C.H.Beck, unterstützt von der Buchhandlung Lehmkühl in München.

AUSSTELLUNG DER SBB-PK ÜBER DEN ERSTEN WELTKRIEG IN TROISDORF

Vom 4. August bis zum 12. Oktober ist im Bilderbuchmuseum Troisdorf/Burg Wissem die umfangreiche Ausstellung „Das Kinderbuch erklärt den Krieg. Der Erste Weltkrieg in Kinder- und Jugendbüchern“ zu sehen. Die meisten Exponate stammen aus der Kinder- und Jugendbuchsammlung der Staatsbibliothek zu Berlin. Die Stiftung Preußischer Kulturbesitz entsendet diese Ausstellung im Rahmen des „Föderalen Programms“ der Stiftung Preußischer Kulturbesitz als Beitrag zum Themenjahr „1914. Aufbruch. Weltbruch“ nach Nordrhein-Westfalen.

Im Troisdorfer Bilderbuchmuseum werden zehn Wochen lang 190 Bilderbücher, Erzählungen, Lieder, Kriegsaufrufe, Sachliteratur, Bilderbogen, Originalillustrationen, Schulbücher und anderes ausgestellt. Der größte Teil stammt aus der Staatsbibliothek zu Berlin, weitere Exponate kommen aus der vom Bilderbuchmuseum Troisdorf erworbenen privaten Sammlung von Prof. Dr. Friedrich C. Heller. Postkarten, Spielzeuge, Spiele und Militaria ergänzen die Schau.

Die Ausstellung wurde am Vormittag des 3. August – 100 Jahre zuvor hatte das Deutsche Reich Frankreich den Krieg erklärt und war in Belgien einmarschiert – in Troisdorf eröffnet. Mit Grußworten wandten sich Museumsleiterin Dr. Maria Linsmann und Generaldirektorin Barbara Schneider-Kempf an die Gäste, danach erläuterten die Leiterin der Kinder- und Jugendbuchabteilung der Staatsbibliothek zu Berlin, Carola Pohlmann und der Kinderbuchforscher und -sammler Friedrich C. Heller die Ausstellung.

Der durchgehend vierfarbig illustrierte Katalog, herausgegeben von den Ausstellungskuratoren Carola Pohlmann und Friedrich C. Heller, umfasst 96 Seiten. In der Ausstellung wird er für 12 €, im Buchhandel für 14 € verkauft.

GRENZFRAGEN IN DER STAATSBIBLIOTHEK

Risiko? Dieses Thema nahm die jüngste Staffel der Grenzfragen-Reihe, veranstaltet von der Bayerischen Akademie der Wissenschaften und der Bayerischen Staatsbibliothek im Frühjahr 2014, in den Fokus. An drei Abenden wurde es in einzelnen Aspekten und aus geistes- wie naturwis-

senschaftlicher Perspektive beleuchtet. So sprachen am 11. März Prof. Dr. Klaus Mainzer (Philosophie und Wissenschaftstheorie, TU München) und Prof. Dr. Friedrich Pukelsheim (Stochastik und ihre Anwendungen, Universität Augsburg) über die Frage, was ein Risiko ist (Moderation Dr. Wolfgang Herles, ZDF). Über das Verhältnis von „Risiko und Individuum“ diskutierten am 2. April Prof. Dr. Wolfgang Gaissmaier (Sozialpsychologie und Entscheidungsforschung, Univ. Konstanz) und Prof. Dr. Jörg Hacker (Molekulare Infektionsbiologie, Präsident der Deutschen Akademie der Naturforscher Leopoldina – Nationale Akademie der Wissenschaften), moderiert von Dr. Nicole Ruchlak (BR Rundfunk). „Risiko und Gesellschaft“ war das Thema am 23. April mit Prof. Dr. Armin Nassehi (Soziologie, LMU München) und Prof. Dr. Gerhard Abstreiter (Physik, Gründungsdirektor des Walter Schottky Instituts und des Zentrums für Nanotechnologie und Nanomaterialien, Direktor des Institute for Advanced Study der TU München) und Jeanne Rubner (BR Rundfunk) als Moderatorin. Die Grenzfragen-Reihe erwies sich einmal mehr als erfolgreiches Veranstaltungsformat: An allen drei Abenden war der Fürstensaal dicht besetzt, und die Podiumsgespräche stießen auf hohes Interesse beim Publikum.

DR. FALK EISERMANN BERÄT DIE BIBLIOTECA APOSTOLICA VATICANA

Dr. Falk Eisermann (Referatsleiter Inkunabeln/Gesamtkatalog der Wiegendrucke an der Staatsbibliothek zu Berlin) ist von der Biblioteca Apostolica Vaticana zum Mitglied des neu formierten Scientific Committee für den Inkunabelkatalog der

Vaticana (BAVIC) ernannt worden. Mit annähernd 9.000 Exemplaren besitzt die Apostolische Bibliothek eine der größten Wiegendruck-Sammlungen weltweit, deren ausgaben- wie exemplarspezifische Tiefenerschließung und Katalogisierung, verbunden mit einer umfangreichen Digitalisierungsinitiative, nunmehr in Angriff genommen wird. Das Committee wird das Projekt in allen allgemeinen Fragen und bei speziellen Problemen beraten, wofür die Expertise und die Ressourcen des in der Staatsbibliothek ansässigen Gesamtkatalogs der Wiegendrucke besonders benötigt werden.

NS-RAUBGUT – JÜDISCHER BUCH- BESITZ NACH ENGLAND RESTITUIERT

Die Staatsbibliothek zu Berlin gab aus ihrer Abteilung für Historische Drucke drei Bücher aus dem ehemaligen Eigentum des jüdischen Apothekers Leopold Scheyer an seine in London lebende Enkelin Dr. Edith Rosenberger zurück. Leopold Scheyer, geb. am 26. 4. 1867 in Kempen (Posen), besaß in der Berliner Alexanderstraße die Alexander-Apotheke, die er 1936 aufgrund der Verfolgung durch die Nationalsozialisten zwangsverkaufen musste. Zudem musste er, um Deutschland verlassen zu können, seinen Hausrat und seine Privatbibliothek unter Wert veräußern. Im August 1939 emigrierte Scheyer in die Niederlande, wo er sich angesichts der drohenden Deportation am 9. März 1943 das Leben nahm.

Einzelne Bände seiner Bibliothek konnten in den letzten Jahren anhand der sich in den Büchern befindlichen Besitzeinträge in verschiedenen Berliner Bibliotheken identifiziert werden. Wie die nun restituierten





Exemplare in die Staatsbibliothek gelangt sind, ist ungewiss. Sie wurden nach 1945, wahrscheinlich Anfang der fünfziger Jahre, in den Bestand übernommen. Entdeckt wurden die Bücher im Rahmen der systematischen Überprüfung einschlägiger Verdachtsfälle, an der die Abteilung für Historische Drucke seit mehreren Jahren intensiv arbeitet.

Weiteres siehe http://provenienz.gbv.de/Leopold_Scheyer

NACHLASS VON DIETRICH FISCHER-DIESKAU KAM ALS GESCHENK IN DIE STAATSBIBLIOTHEK ZU BERLIN

Der Nachlass des vor zwei Jahren verstorbenen Sängers, Dirigenten und Schriftstellers Dietrich Fischer-Dieskau wurde der Staatsbibliothek zu Berlin von seiner Witwe Julia Varady, verh. Fischer-Dieskau, großzügig als Geschenk übergeben. Die Generaldirektorin der Staatsbibliothek, Barbara Schneider-Kempf, dankte Frau Fischer-Dieskau sehr für dieses außerordentliche Geschenk, das eine der weltweit bedeutendsten Musiksammlungen hervorragen ergänzt wird.

Noch zu Lebzeiten hatte Dietrich Fischer-Dieskau (1925–2012) verfügt, dass sein Nachlass in seiner Heimatstadt Berlin, wo

er viele Höhepunkte seines Schaffens erlebt hatte, verbleiben und dort der Forschung zur Verfügung stehen soll. Fischer-Dieskau wurde auf den großen Bühnen der westlichen Welt als herausragender Lied- und Opernsänger gefeiert, einem breiten Publikum ist er durch zahlreiche Tonaufnahmen bekannt. Sein Repertoire umfasste etwa dreitausend Lieder von über einhundert Komponisten. Als Schriftsteller befasste er sich vielfach mit Musiktheorie und -geschichte. Seit 1983 hatte er eine Professur an der Hochschule der Künste Berlin inne.

Der Inhalt von über 100 Nachlasskisten – vergleichbar etwa 20 Umzugskartons – wird jetzt gesichtet und für die Erfassung in der Datenbank der Nachlässe vorbereitet. Zu dem Nachlass gehören zahlreiche Musikdrucke mit eigenhändigen Notizen, darunter sehr viele Lieder und umfangreiche Korrespondenzen mit Musikern, Konzertagenturen, Firmen oder auch Verehren. Sodann Manuskripte zu seinen Vorträgen, Aufsätzen und Büchern, des Weiteren Verträge, Fotos und viele Schallplatten und CDs. Ein besonderes Stück des Nachlasses ist sein Konzertflügel, den er in den fünfziger Jahren kaufte. Der innenliegende goldfarbene Metallrahmen trägt die Unterschriften vieler Künstlerkollegen, so von Jörg Demus, Leonard Bernstein, Daniel Barenboim, Arnold Schönberg, Wilhelm Kempf, Aribert Reimann und anderen.

Die Materialien Fischer-Dieskaus werden jetzt in jener Bibliothek aufbewahrt, die zahlreiche der von ihm interpretierten Werke im Original besitzt, so die herausragenden Kompositionen von Bach, Beethoven, Mozart, Schubert, Schumann oder Mendelssohn Bartholdy.

IMPRESSUM

BIBLIOTHEKS MAGAZIN

9. Jahrgang · 27. Ausgabe
Berlin und München, Oktober 2014

HERAUSGEBER:

Dr. Rolf Griebel
Barbara Schneider-Kempf

REDAKTION IN BERLIN:

Dr. Martin Hollender (Leitung),
Cornelia Döhring,
Dr. Robert Giel,
Dr. Mareike Rake,
Thomas Schmieder-Jappe,
Dr. Silke Trojahn

REDAKTION IN MÜNCHEN:

Dr. Klaus Ceynowa,
Peter Schnitzlein

KONTAKT IN BERLIN:

martin.hollender@sbb.spk-berlin.de

KONTAKT IN MÜNCHEN:

peter.schnitzlein@bsb-muenchen.de

GESTALTUNG:

Elisabeth Fischbach,
Niels Schuldt

GESAMTHERSTELLUNG:

Medialis Offsetdruck GmbH, Berlin

Nachdruck und sonstige
Vervielfältigung der Beiträge nur mit
Genehmigung der Redaktion.

ISSN 1861-8375



**Staatsbibliothek
zu Berlin**

Preußischer Kulturbesitz

Haus Unter den Linden 8
10117 Berlin (Mitte)
Eingang: Dorotheenstraße 27

Haus Potsdamer Straße 33
10785 Berlin (Tiergarten)

Kinder- und Jugendbuchabteilung / Zeitungsabteilung im Westhafen
Westhafenstraße 1
13353 Berlin (Wedding)

www.staatsbibliothek-berlin.de



Ludwigstraße 16
80539 München

www.bsb-muenchen.de

ISSN 1861-8375